

**Alexandra Cordes**

**Der  
Hoteldetektiv**

Sonderausgabe der Naumann & Göbel Verlagsgesellschaft, Köln

© 1986 by Franz Schneekluth Verlag, München

Lizenzausgabe mit Genehmigung

des Franz Schneekluth Verlages, München

Gesamtherstellung: Mainpresse Richterdruck Würzburg

Printed in West Germany

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 3-625-20075-9

Dieses eBook ist umwelt- und leserfreundlich, da es weder chlorhaltiges Papier noch einen Abgabepreis beinhaltet! ☺

# Der Blumenverkäufer

Das Meer glitzerte wie Quecksilber, weit draußen tanzten die rötlichen Ampeln der Fischerboote, sah man die Positionsluchten der Jachten, deren Besitzer Beirut noch nicht mieden, denn sie hatten nicht um ihren Reichtum, nicht um ihr Leben zu fürchten; der Krieg war noch fern.

Ich ließ mich eine Weile auf dem Rücken in der flachen lauen Brandung treiben, schaute den Sternen zu, die ihre leuchtende Bahn über der Bucht des Hotels zogen.

Es war mein erster freier Abend, seit ich meinen Dienst im *Red Rock* angetreten hatte, in einem Beruf, über den ich nicht sprechen durfte; selbst Jinny, unsere Hotelsekretärin, hielt mich für einen Bücherrevisor.

Eigentlich hatte ich diese Nacht mit Jinny verbringen wollen, aber dann hatten wir uns gezankt, weil sie ihr Haar abschneiden lassen wollte, womit ich gar nicht einverstanden war; man reißt ja Raben auch nicht die Flügel aus, und Jinnys Haar war rabenschwarz. Wenn sie es offen trug, hing es bis in ihre schmale Taille.

Wir hatten Langusten am Strand grillen und zusammen schwimmen und später im Sand liegen wollen ... ach was, es hatte keinen Sinn, daran zu denken. Wahrscheinlich hockte sie jetzt in ihrem Zimmer und heulte sich die Augen aus; nicht etwa, weil sie traurig war, sondern vor Wut.

Ich schwamm langsam zum Strand zurück, die Luft war angenehm kühl, und ich ließ das Wasser auf der Haut trocknen.

Ich wollte mir gerade eine Zigarette anzünden, als ich den seltsamen Laut hörte. Es war weder ein Schrei noch ein Stöhnen, und es kam direkt aus den Klippen über mir, die dem Hotel seinen Namen gegeben haben und in die der Swimmingpool eingelassen ist.

Ich packte meinen Bademantel, lief die Felsstufen hinauf.

Ich sah noch einen dunklen Schatten über die helle Marmoreinfassung des Swimmingpools hetzen.

Und dann sah ich das Mädchen, das im Pool trieb.

Ich sprang kopfüber hinein, bekam sie nach wenigen Kraulstößen zu fassen.

Sie war schwer, wie Bewußtlose sind, und trug nur ein dünnes Seidenhemd. Als ich sie oben auf der Brüstung liegen hatte, sah ich, daß sie high war.

Ich erkannte sie sofort, zu oft war ihr Bild in Zeitungen und Illustrierten erschienen – Jasmin, die siebzehnjährige Tochter eines Ölmagnaten; mal sah man sie in Begleitung eines jungen Nichtstuers, wie sie selbst eine Nichtstuerin ist, mal in Begleitung eines Herrn mit angegrauten Schläfen, und dann wurde sogleich von Heirat gemunkelt, die zwei Öl-Imperien miteinander verbinden sollte.

Ich hatte für all das überhaupt nichts übrig. Deswegen tat Jasmin mir kaum leid, als sie plötzlich anfang, sich in Krämpfen zu winden, und ich ihren Kopf halten mußte, bis alles, was sie geschluckt hatte, aus ihr heraus war.

Aber auch dann war sie noch nicht klar. Sie starrte aus dunkelumrandeten Augen in die Nacht, das Maskara lief ihr in schwarzen Tränen über die Wangen, sie sah mich überhaupt nicht, aber sie sagte: »Gib die Blumen her. Verdammt noch mal, gib die Blumen her.«

Das klang ganz so, wie jemand redet, der immer alles kriegt, was er will.

Sie richtete sich auf, aber stehen konnte sie nicht. Ihre Beine knickten unter ihr weg.

Und so hob ich sie auf und trug sie zu den Umkleidekabinen hinüber.

Sie waren mit seerosengrüner Seide tapeziert, und es roch nach Parfüms, die Jinny sich nicht von einem ganzen Jahresgehalt leisten konnte.

Kristallspiegel warfen unser Bild zurück. Das Mädchen auf meinen Armen, das Jasmin hieß, sah jetzt aus wie ein halbverhungertes Kind.

Da tat sie mir doch leid, und ich ließ sie vorsichtig auf eines der Ruhebetten nieder, die wie alles in diesem Raum mit Seide überzogen waren.

Sie kauerte sich zusammen, wie es kleine Kinder tun, und preßte beide Fäuste, sie waren erbarmungswürdig mager, gegen ihren blassen Mund.

»Mademoiselle Jasmin, hören Sie mir zu, können Sie mich verstehen?« Ihre dunklen Augen starrten an mir vorbei.

»Bitte, bleiben Sie hier liegen. Ich gehe nur und telefoniere nach dem Arzt.«

Sie hörte mich nicht und sah mich auch nicht.

Ich breitete eines der flauschigen rosa Badetücher über sie. Es war mir nicht recht, sie allein zu lassen; man weiß ja nie, was jemand anstellt, der high vom Rauschgift ist.

Aber so lächerlich es klingt, und ich hielt es für orientalische Schlamperei, in dieser feudalen Umkleidekabine unseres Sechs-Sterne-Hotels gab es kein Telefon. Nur draußen im Flur, und zwar um die Ecke beim Aufzug, von wo aus ich das Mädchen nicht im Auge behalten konnte. Ich mußte den Arzt rufen, und dann nichts wie rauf mit Jasmin in ihr Zimmer – halt, sie wohnte ja gar nicht bei uns.

Trotzdem, ich rief unseren Arzt an. Er wohnte im Hotel. Er ant-

wortete verschlafen: »Können Sie nicht lauter reden, Jörg?«

»Nein.« Ich hielt die Hand über die Muschel. »Kommen Sie rasch runter, Doktor. VIP. High, liegt in der Damenumkleide.«

»Was für ein Weib?« dröhnte er ins Telefon.

»Ein Mädchen, Doktor«, sagte ich geduldig.

»Hören Sie, Jörg Helm, seitdem Sie hier sind, passiert ständig etwas. Können Sie einen armen alten Mann keine Nacht in Ruhe schlafen lassen?«

Ich legte einfach den Hörer auf.

Er würde schon kommen, und zwar sofort. Erstens war er kein alter Mann, wir hatten gerade erst seinen fünfzigsten Geburtstag gefeiert, und zweitens war er vor allem Arzt.

Als ich zur Umkleide zurückkehrte, merkte ich, daß ich immer noch nichts weiter als meine Badehose trug. Ich ging also hinaus und klaubte meinen Bademantel auf, wo ich ihn neben dem Pool hatte fallen lassen.

Selbstverständlich gehört es sich im *Red Rock* nicht, daß irgend jemand vom Hotelpersonal ungenügend bekleidet angetroffen wird – und schon gar nicht in Anwesenheit eines weiblichen Gastes.

Aber als ich die Umkleide wieder betrat, war das Mädchen verschwunden. Bloß der nasse Abdruck ihres Körpers auf dem Ruhebett war noch zu sehen.

»Hab' ich mir doch gedacht«, sagte Dr. Köhler, »falscher Alarm, was?« Er hatte nicht mal zehn Minuten gebraucht, um herunterzukommen, was allerdings auch wiederum nicht ungewöhnlich ist, denn wir haben im *Red Rock* natürlich ein vorzüglich funktionierendes Aufzugssystem.

Dr. Köhler trug einen tadellosen dunkelgrauen Mohairanzug; er mußte mindestens ein Dutzend davon besitzen. Sie unterschieden sich, wenn man einen Blick dafür hatte, nur durch kleine, von sei-

nem Maßschneider ausgeklügelte Extravaganzen. Sein Hemd war blütenweiß, gestärkt, er trug eine englische Klubkrawatte; auch davon gab es ein Dutzend, die ihm ehrenhalber von Gästen verliehen worden waren.

Seine blauen Hanseatenaugen musterten mich mit geübter Verachtung. »Ein Mädchen, wie? Wo denn, bitte schön?«

»Sie war eben noch hier, ich habe sie nur allein gelassen, um Sie anzurufen. Da, sehen Sie selbst.« Ich wies auf den nassen Körperabdruck. »Jasmin d'Oro war high im höchsten Grade. Ich nehme an, gespritzt.«

»Sie schnüffeln wohl überall Rauschgift, wie?«

»Nur, wenn es sein muß.«

»Dann kann ich ja wohl wieder gehen. Sie haben mich in der Sonate a-Moll gestört.«

Er drehte sich auf dem Absatz seiner natürlich handgenähten Schuhe um und verschwand.

Ich erfuhr nie, welche Sonate a-Moll er gemeint hatte; er hielt mich ohnehin für einen Banausen.

Da stand ich also und hatte nichts vorzuweisen als den nassen Körperabdruck eines halb verhungerten und gewiß rauschgiftsüchtigen Mädchens der High-Society.

In ihrem Zustand konnte sie allein nicht verschwunden sein. Es war einfach unmöglich. Aber ich fand keine Spur, daß man sie weggeschleppt hatte.

Mit dem ›Dienstbotenlift‹ fuhr ich hinauf in die zweite Etage, in der die Angestellten wohnen, falls sie es nicht vorziehen, verheiratet zu sein oder ein sündhaft teures Apartment in der Stadt zu mieten.

Der Architekt des Hotels hatte sich, um die sozialen Unterschiede zwischen Gästen und Angestellten zu unterstreichen, genau das Richtige einfallen lassen: Unsere Zimmer hatten Blick auf die Stadt,

nicht aufs Meer, und er hatte die Klimaanlage vergessen, wir mußten uns mit Ventilatoren, die wie träge Spinnen unter der Decken hingen, zufriedengeben.

Die angestaute Schwüle in meinem Zimmer schlug mir atembeklemmend entgegen.

Dennoch sah Jinny so kühl und frisch aus, als sei sie gerade unter der Dusche gewesen.

»Da bist du ja«, sagte sie, und ihr Mund kräuselte sich in dem Lächeln, von dem ich nie wußte, ob es zärtlich oder spöttisch war.

»Da bin ich.«

»War's schön im Meer?«

»Lau.«

»Bist du mir immer noch böse?«

»Nein.«

Sie löste lächelnd das schwarze Haar, so daß es sie bis zur Taille einhüllte.

»Nun?«

»Nun?« fragte ich.

Sie kam zu mir und roch so frisch und süß, wie sie aussah.

Sie legte mir ganz langsam ihre Arme um den Hals, und ihre Augen kamen mir so nahe, daß es war, als müßte ich darin ertrinken. Sie waren von einem tiefen, klaren Blau und wie alles an ihr das Schönste, was ich je bei einer Frau gesehen hatte.

»Ich muß mich anziehen und noch mal weg«, sagte ich.

»Und ich?«

»Ich kann dich nicht mitnehmen, Jinny.«

»Soll ich auf dich warten?«

Ich küßte sie auf den Mund und überließ ihr selbst die Schlüsse, die sie daraus ziehen wollte.

Sie schaute mir beim Anziehen zu; ich war heilfroh, daß Beirut's Sonne mich schon tief gebräunt und daß ich trotz meines immer wachen Appetits auf orientalische Speisen kein Gramm zugenom-

men hatte.

Jinny zupfte mir die Krawatte zurecht, biß sich auf die Lippen und sagte: »Paß auf dich auf.«

Das Hotel *Red Rock* liegt auf kupferfarbenen Klippen in der Bucht von Beirut.

In neun Stockwerken gibt es hundertachtzig Betten. Luxusqualität.

Das *Red Rock* gehört zur Sheraman-Kette, und in der Rezeption ist ein schmales Paneel aus Lapislazuli angebracht mit sechs achtzehnkarätigen Goldsternen.

Jedesmal, wenn ich es sehe, kommt es mir überflüssig vor, denn unsere Gäste gehören zu der Klasse, in der das Zahlen von Einkommensteuer im höchsten Falle ein Ärgernis wie ein Mückenstich ist. Wer von ihnen sollte sich da noch an unseren Preisen stören?

Was die Gäste im *Red Rock* suchen, wissen sie im voraus und erwarten es: absoluten Service, absolute Diskretion.

Wie Lady Brigg. Sie hielt mich in der Halle an.

»Junger Mann, auf unserer Etage herrscht wieder dieser unglaubliche Geruch!«

»Geruch, Lady Brigg?«

»Gestank«, sagte ihr Mann mit portweinschwerer Stimme und ließ seine Zähne ein bißchen klappern.

»Ruhig, John-Paul. Habe ich dich etwas gefragt?«

»Nein, meine Liebe, mich fragst du nie etwas.« Überraschend würdevoll und aufrecht setzte er sich in Richtung des Gästeaufzugs in Bewegung.

»Ich bestehe darauf, daß Sie uns nach oben begleiten«, sagte Lady Brigg, und ihre berühmten Diamanten sprühten Feuer an ihrem siebzigjährigen, aber immer noch straffen Hals. »Schließlich sind Sie doch Westmanns rechte Hand.«

»Die linke«, murmelte ich.

»Also bitte!«

Was blieb mir anderes übrig? Ich fuhr hinauf, mit in den sechsten Stock.

Es roch hier penetrant nach Haschisch.

»Was ist das?« fragte Lady Brigg, und ihre Augen schimmerten ebenso eisig wie ihre Diamanten.

»Ein geschmackloses Parfum, meine Liebe«, ihr Mann steuerte sie in ihr Apartment, und sie ließ es tatsächlich geschehen, ohne sich zu widersetzen.

Vor den Apartments 601 und 602 war der Geruch am stärksten, und obwohl hier die Klimaanlage unentwegt surrte, war er nicht zu vertreiben.

Vor den Türen hing das Schild ›Bitte nicht stören‹, was im *Red Rock* dem ersten Gebot gleichkommt.

Ich fuhr hinunter in Westmanns Büro und sah mir die Gästeliste an. In 601 und 602 wohnten je ein Geschwisterpaar internationaler Herkunft; mit wem ihre Eltern im einzelnen und zur Zeit verheiratet waren, ließ sich auf Anhieb nicht feststellen. Sowohl die beiden Schwestern wie auch die beiden Brüder waren noch minderjährig. Genau wie Jasmin.

Ich mußte mit Westmann über das Mädchen sprechen.

Nielas, der Nachtportier, ein rothaariger Ire, sagte mir, daß unser Direktor im *Copa Cabana* sei.

Er trank einen Whisky an der Bar, sein Helm aus weißem Haar leuchtete violett im Scheinwerferlicht, das den übrigen Raum in Dunkelheit hielt.

Die italienische Band brachte mein Trommel- und Brustfell zum Dröhnen, ich verstand überhaupt nicht, wie es jemand länger als ein paar Minuten in unserer Bar und dem Nightclub aushalten konnte. Aber die Libanesen lieben Bauchtanz, und der wurde gerade von 150 Pfund weißhäutiger Rundungen vorgeführt.

»Einen Tee?« fragte Westmann und lächelte auf seine spöttische

und ebenso kameradschaftliche Art, die ihn bei uns allen so beliebt machte. Er entstammte einer alten deutschen Hoteliersfamilie, und nur ein Mann wie er konnte ein Luxushotel wie das *Red Rock* so führen, daß sich die Angestellten noch als Menschen fühlten; so konnte er auch meine Vorliebe für Tee, mit einem kleinen Zweig frischer Minze gewürzt.

»Trouble?« fragte er.

Ich berichtete ihm von Jasmin, von den Briggs und dem üblen Geruch in der sechsten Etage.

»Ich könnte ja die Eltern unserer lieben kleinen Gäste kommen lassen«, sagte er, »aber was würde es nützen? Es gäbe einen Skandal.« Unausgesprochen stand sofort dahinter: Und das können wir uns ebensowenig leisten wie irgendein anderes Hotel.

Das war das große Problem, dem wir immer wieder gegenüberstanden.

Passierte etwas Außergewöhnliches – wir mußten als erstes dafür sorgen, daß es nicht bekannt wurde, keinesfalls anderen Gästen und schon gar nicht der Öffentlichkeit zu Ohren kam.

»Telefon, Monsieur Westmann.« Der Barkeeper reichte ihm den Hörer des mit violettem Samt umkleideten Apparates.

Er lauschte einen Moment lang, um seinen linken Mundwinkel begann es zucken. Das war das einzige, was sich in seinem schmalen, glattrasierten blassen Gesicht veränderte.

Westmann legte den Hörer sacht wieder auf.

»Das ist etwas für Sie, Jörg«, sagte er leise.

Wir verließen die Bar durch den Service-Ausgang, liefen durch den von grellen Neonröhren erleuchteten Flur, fuhren mit dem Lastenaufzug hinunter ins Souterrain.

Die stickige Luft war wie eine Mauer, es stank nach Arrak, nach Männerschweiß und anderen Ausdünstungen.

Hundertfünfzig Menschen insgesamt lebten hier unten – ohne Tageslicht, die Sklaven des *Red Rock*, wie Jinny sie einmal traurig bezeichnet hatte.

Da waren die Reihen der Betten, jeweils zwei übereinander, Pritschen, wie ich sie noch aus den Bunkern des Krieges kannte, sauber, und dennoch, was konnte man bei einer solchen beklemmenden Hitze und Enge schon sauber nennen?

Auch hier schien grelles Licht. Es leuchtete die drei großen Räume, die weißgetünchten Wände mit den blauen und roten Handabdrücken – Schutzwunsch gegen böse Geister – und die braunen flachen Gesichter der Libanesen schattenlos an.

Die Männer standen stumm, mit hängenden Schultern, die Hände schlaff. Ihre dunklen Augen folgten uns ausdruckslos – und es war, als schritten wir eine Front von Zombies ab.

Im dritten Raum lag der Mann vor einem Tisch, auf dem eine Lache schimmerte – Arrak, das Allheilmittel, das sogar Mohammed erlaubt.

Der Mann war tot, seine Kehle von einem Ohr zum anderen aufgeschlitzt.

»Wer hat das getan?« fragte Westmann. Sie standen im Halbkreis, in ihren braunen engen Hosen und den gelben dünnen Baumwollhemden ihrer Freizeituniform. Ich zählte vierzehn junge Männer – sie arbeiteten als Kellner und als ›Zimmermädchen‹, sie arbeiteten draußen am Swimmingpool und in der Garage, in der Wäscherei und in der Küche, bis auf die wenigen Tage im Jahr, da sie ihre Familien besuchen durften.

Der Größte von ihnen, mit einem hageren Gesicht, trat schließlich vor.

»Ich bin Hassan Ibn Bali.«

»Hassan, was hast du gesehen?« fragte Westmann. Er sprach das palästinensische Arabisch mit ihm, denn Hassan stammte ursprünglich aus Acco.

»Wir haben Karten gespielt. Und dann haben wir die Lieder unseres Palästina gesungen.«

»Vom Singen ist noch niemand gestorben«, sagte ich.

»Nein, Monsieur.« Hassan sah mich an, wechselte ins Französische über. »Aber plötzlich kam ein Mann herein, ging auf Ali Mukhba zu, zog ein Messer – und schon lag Mukhba da und war tot.«

»Und wo ist der Mann?«

»Fort, Monsieur.«

»Wer war es?«

»Ein Fremder, Monsieur.« Hassan zögerte, in seinen dunklen Augen zuckte es. »Es war ein Weißer, Monsieur«, flüsterte er.

»Wie sah er aus?«

»Jung, Monsieur. Ich weiß nicht, Monsieur. Vielleicht blond, Monsieur.« Hassan zitterte jetzt vor Angst und versuchte krampfhaft, es sich nicht anmerken zu lassen.

»Hattest du den Mann vorher schon einmal gesehen?«

»Ich weiß nicht, Monsieur. Ich glaube nicht, Monsieur.«

»Das werden Sie auch der Polizei erzählen müssen, Hassan.«

»Ja, Monsieur.« Er senkte den Kopf. Sein tiefschwarzes Haar sah aus, als sei es naß vom Angstschweiß.

Wir warteten, bis der zuständige Kommissar eintraf. Er war ein Mann von gut zweihundert Pfund. Sein Gesicht hatte die Ausdruckslosigkeit eines Buddhas. Er trug natürlich Zivil. Er versprach Westmann, daß der Tote im hoteleigenen Lieferwagen vom Gelände geschafft würde, um jedes mögliche Aufsehen zu vermeiden.

In dem Lieferwagen roch es süß nach der Milch, die darin dreimal am Tag ins Hotel befördert wurde. Um Hassan Ibn Balis Handgelenke schnappten die Handschellen. Kein einziger seiner Kollegen oder Gefährten protestierte. Sie sahen alle so aus, als seien sie heil-

froh, daß man nicht sie abführte.

»Ich stelle morgen eine Kautio n für Hassan«, sagte Westmann, als wir wieder in seinem Büro waren. »Hassan ist ein anständiger Kerl.«

»Ja, und die anderen sind es auch, nur – sie sind da unten eingesperrt wie Ratten.«

»Glauben Sie, ich habe noch nicht dagegen protestiert?«

»Natürlich haben Sie das.« Ich war fest davon überzeugt.

»Aber das war der zweite Mord innerhalb von einem Monat unter den Angestellten, und beide Ermordeten haben auf der sechsten Etage gearbeitet«, sagte ich. »Ich glaube, wir müssen uns mal die kleinen Hascher vorknöpfen.«

Westmann sah mich stumm an.

Wir fahren hinauf, in den Luxus, der den Gästen vorbehalten war; es war inzwischen drei Uhr in der Früh. Westmann ließ uns mit dem Paßschlüssel zuerst in Zimmer 601 ein, es war leer. Dafür sah es in 602 wie nach einer Orgie aus, es roch betäubend nach Haschisch. Die Luft war blau davon. Auf dem breiten Doppelbett und auf dem Boden des Zimmers lagen die beiden Geschwisterpaare und Jasmin – sie waren alle ausgenippt.

Wir gingen, wie wir gekommen waren, fahren wieder hinunter.

Westmann bot mir in seinem Büro einen Whisky an. Das tat er selten. Aber wir konnten ihn beide brauchen.

Wir redeten lange hin und her. Westmann wollte sich am nächsten Morgen die jungen Nichtstuer vornehmen. Er kannte sie seit langem; sie kamen oft übers Wochenende von Paris oder Rom oder Athen hierher, mit Billigung ihrer Eltern, die sich sorglos ihren eigenen Vergnügungen widmeten.

Schließlich ging Westmann nach Hause. Er wohnte nicht weit vom Hotel in einer weißen Stuckvilla mit seiner Frau und zwei Kindern, die bestimmt kein Rauschgift schluckten.

Ich ging hinunter in die Küche, wo die Vorbereitungen fürs Frühstück schon auf vollen Touren liefen.

Milch und Kakao zischten und brodelten in riesigen Kupferkesseln, in einem anderen warf Porridge Blasen. Auf der Fleischerbank wurden Steaks geschnitten und Innereien gehackt. Jeden Morgen konnte man im elfenbeinfarbenen Frühstücksraum, auch das Schwannenzimmer genannt, zwischen kontinentalem, englischem und amerikanischem Frühstück wählen. Und wer Lust auf die scharfgewürzten Spezialitäten verspürte, um seines Katers Herr zu werden, bekam auch diese serviert.

Billy, der Chefkoch, war ein Schweizer, ein rosiger Marzipanturm von einem Mann.

»Das war eine heiße Nacht, was?« Er wußte schon alles. Wenn er lachte, konnte man seine Augen nicht sehen.

Er stellte das Radio in der Nische am Fenster an, von wo aus man den Lieferanteneingang beobachten konnte. Einer der unermüdblichen Beiruter Sender strahlte Tanzmusik aus; Marlene Dietrich sang »Sag mir, wo die Blumen sind, wo sind sie geblieben ...?«

Es war wie ein Stichwort.

Draußen hielt ein grüner Lieferwagen. Ein junger Mann sprang heraus, blond, blauäugig, in engen Jeans. Komische Schultern hatte er, die eine höher, die andere tiefer. Als er uns den Rücken zuwandte, um die Hintertür des Wagens zu öffnen, sah ich, daß sein Rücken verkrüppelt war.

Er entlud die Blumenpracht. Unsere Gäste liebten Maiglöckchen im Winter und Orchideen mit einfachen Wiesenblumen garniert. Er trug die Gestecke nach nebenan in den Kühlraum.

»Kennst du ihn?« fragte ich Billy.

»Und ob. Prima Kerl, der Max. Stinkreiche Eltern, aber ihn haben sie verstoßen, 'nen Krüppel kann man in 'ner stinkfeinen Familie nicht gebrauchen.«

Max kam herein, verbreitete strahlende Fröhlichkeit um sich. Billy

nahm ihn an seine breite Brust wie ein Kind.

Der Junge kriegte ein Riesenglas Milch und ein Riesensteak, das mir, obwohl ich dank Billys Fürsorge mein Frühstück schon intus hatte, das Wasser im Munde zusammenlaufen ließ.

Als Max weg war, schaute ich mir die Blumen an. Traumschöne Gestecke aus der ersten Gärtnerei der Stadt, die einem Franzosen von der Riviera gehörte.

Auf Anhieb war nichts als die Schönheit der Blüten zu bemerken, aber dann entdeckte ich im weichen dunklen Humus von zwei Gestecken winzige grüne Plastikscheiben.

Haram, für die Blumen im Hause verantwortlich, stand plötzlich lautlos neben mir. Er war aschgrau im Gesicht, kriegte zuerst keinen Ton heraus.

»Monsieur, die sind für wichtige Gäste. Wollen haben immer dieselbe Blume, jeden Tag und zu Frühstück. Wenn nicht kriegen, sie machen Terror.«

»Sechshunderteins und sechshundertzwei?«

»Oui, Monsieur.« Seine Lippen hatten sich blau verfärbt. Er sah aus, als treffe ihn jeden Moment der Schlag.

»Na und? Heute kriegen sie ihre Blumen halt von mir gebracht.«

Ich fuhr nach oben in den sechsten Stock.

In 602 waren unsere lieben kleinen unmündigen Gäste gerade dabei, stöhnend und jammernd zu sich zu kommen.

Ich riß die Balkontür auf, damit sie endlich frische Luft kriegten. Sie gaben im Handumdrehen alles zu. Jasmin zeigte mir die unter der Blumenerde versteckten Plastikumschläge mit dem gepreßten Haschisch.

Zwei Ermordete waren für die armen Kinder auf nüchternen Mägen ja auch wirklich ein bißchen viel.

Der Rest war reine Routine:

Unsere jungen Gäste verließen das *Red Rock* noch am selben Tag. Diesmal nahmen ihre Eltern sich die Zeit, sie abzuholen. Jasmin sollte unser Hotel mit einem Haus vertauschen, dessen Türen und Fenster zwar nicht vergittert, dafür aber aus bruchsischerem Glas sind, und das weit abgelegen in einem malerischen Tal der Schweiz Heilung verspricht.

Auch Hassan und Haram packten nun aus: Der Blumenverkäufer hatte sie und Ali Mukhba zur Weitergabe des Rauschgiftes an unsere jungen Gäste gezwungen, er hatte sie erpreßt – mit Haschisch, das ihnen selbst von Zeit zu Zeit die Träume bescherte, um derentwillen sie vergeblich in die große Stadt am Meer gekommen waren, das Paradies der Reichen, die Hölle der Armen.

Ali Mukhba kriegte es mit der Angst zu tun, als er per Zufall Jasmin im Swimmingpool treiben sah, für tot hielt und glaubte, sie sei eines der Mädchen aus 601 oder 602. Da wollte er zur Polizei, alles gestehen. Haram aber rief den Blumenverkäufer zu Hilfe. Für Haram lautete daher die spätere Anklage: Beihilfe zum Mord an Ali Mukhba. Der blonde Max, selbst Jinny mit dem großen Herzen bezeichnete ihn nicht mehr als guten Jungen, verschwand, ehe die Polizei ihn schnappen konnte. Von Westmann erfuhr ich nur Maxens Familie habe ihn endgültig einweisen lassen. Jinny wußte ein bißchen mehr über ihn; Max war schon einmal aus einer Anstalt entkommen, dann in Beirut untergetaucht. Er war, was Drogen anging, seit langem daran gewöhnt. Einmal hatte er mit seinem engelhaften Lächeln zu Jinny gesagt: »Das Ungeziefer beherrscht unsere Welt. Man muß es ausrotten.«

Westmann gab mir zwei Tage frei und Jinny dazu.

Wir fuhren in die Berge zum Skilaufen. Wir liebten uns im Schatten der Zedern des Libanon, die schon im Altertum berühmt waren.

Wir brauchten kein Haschisch und nichts anderes als uns selbst, um glücklich zu sein.

»Die armen Kinder, zu viel Geld, kein Gefühl«, sagte Jinny ein-

mal, »sie wissen einfach nicht, was sie tun.«

»Und du? Weißt du das immer?«

»Ich?« lachte sie, wie nur ein Mädchen wie sie lachen kann. »Ja, ich weiß immer, was ich tue, zum Beispiel das«, und sie biß mich kräftig in die Nase.

## Bushman's Cliff

**A**lso weißt du, allmählich kriege ich doch ein bißchen Bammel«, sagte die wunderschöne Jinny mit dem rabenschwarzen Haar. Aber wie sie sich da in den hellblauen Laken des Schlafabteils III A des BLUE TRAIN räkelte, der uns von Johannesburg nach Kapstadt brachte, hatte man eher das Gefühl, Jinny würde bald anfangen zu schnurren wie eine Siamkatze, die bei ihren blauen Augen Pate gestanden haben mußte.

Ich schabte mir die letzten Bartstoppeln unter der Nase weg, wusch mir dann das Gesicht über dem schimmernden Becken, das aussah, als sei es aus Sterlingsilber getrieben.

»Nun sag doch was«, maulte Jinny. »Ich bin richtig unglücklich.«

»Auf der Einladung stand ›mit Damen‹.«

»Aber wir sind doch nicht verheiratet, Jörg!«

»Davon stand auch nichts als Bedingung auf der Einladung.«

»Du bist einfach leichtsinnig, Jörg! Du spielst mit deiner Existenz!«

»Ich?« fragte ich erstaunt.

»Ja – stell dir doch vor, du wirst zu so einem Jubiläum geladen, fünfundzwanzig Jahre Sheraman-Hotels, da versammeln sich doch

alle Direktoren von Sheraman. Das ist absolute Spitze. Du hast den Flug von Beirut bezahlt gekriegt, hier diesen Superzug, und dazu noch drei Tage im *Bushman's Cliff*.«

»Nun, ich bin wohl ein geschätzter Mitarbeiter. Für den kann man ja mal was springen lassen, oder?«

»Aber frech wie du bist, hast du mich einfach mit auf die Rechnung gesetzt! Und das will ein Bücherrevisor sein? Du schädigst die Sheraman-Kette ja!«

»Nun hör mal zu.«

Ich setzte mich neben Jinny aufs Bett, nahm eine ihrer Hände, die noch so kindlich aussahen, daß man direkt abgebissene Nägel und Tintenflecke daran erwartete. »Es liegt doch nicht an mir, wenn wir noch nicht verheiratet sind.«

»An wem denn?«

»An dir, mein Schatz.«

»Du hast mich noch nie gefragt.«

»Wieso denn auch? Jedesmal, wenn ich dazu ansetzen wollte, hast du es im Keim erstickt.«

»Ich?«

»Ja, du. Entweder hast du angefangen zu streiten ...«

»Du fängst immer an«, unterbrach sie mich sofort. »Denk doch bloß an gestern abend, als ich keinen zweiten Cognac trinken durfte. Du hast mich behandelt, als wäre ich –«

»Ich mag meine Frauen lieber nüchtern.«

»Deine Frauen?«

»Dich, Jinny.«

»Du hast Frau-en gesagt! Mehrzahl!«

»Aber ich habe bloß dich gemeint.«

»Ehrenwort?«

»Ehrenwort.«

»Na schön. Also, wo waren wir stehengeblieben?«

»Bei dir, mein Schatz, und daß du mir immer in die Parade fährst,

wenn ich mal vernünftig mit dir reden will.«

»Jetzt lügst du schon wieder.«

»Ach, Jinny-Kind. Ich geb's auf.«

Ich seufzte tief und hoffentlich gequält, gab ihr einen Klaps auf die Hand und stand auf.

»Warum brichst du jetzt die Diskussion einfach ab?«

Ich schwieg und beschäftigte mich mit meinem Haar, das ich mir noch rasch in Johannesburg hatte stutzen lassen. Von den ›Mitarbeitern‹ der Sheraman-Kette wurde erwartet, daß sie wie englische Gentlemen wirkten. Ich bezweifle allerdings, daß ich dem Vorbild mit meinen Sommersprossen, die selbst bei Sonnenbräune durchschlagen, und der dunklen Narbe über der rechten Augenbraue, die von meinen jugendlichen Boxkämpfen herrührt, entsprach.

Jinny meinte, ich sähe absolut verwegen aus; man müsse sich bloß einfach die Sommersprossen wegdenken.

»Du bist eitel!« sagte Jinny. »Du starrst schon seit fünf Minuten in den Spiegel.«

»Seit dreißig Sekunden, mein Schatz.«

»Immer mußt du widersprechen.«

»Du auch, mein Schatz.«

»Hör auf, mich ›mein Schatz‹ zu nennen, das klingt so – so herablassend.«

Ich lächelte Jinny freundlich an und sagte: »Gut, dann werde ich dich ab sofort nur noch bei deinem vollen Vornamen rufen, liebe Johanna.«

Wenn sie eines nicht ausstehen konnte, dann war es dieser Name. Und ich flüchtete aus dem Abteil, ehe Jinny mir nach dem weichen Kopfkissen was Härteres an den Kopf werfen konnte.

Der BLUE TRAIN rollte so sanft über die Schienen, daß man sich nicht des Seemannsganges bedienen mußte, um heil durch die Gän-

ge in den Speisewagen zu kommen.

Ein freundlicher Steward, der das runde, meist lächelnde Gesicht der Zulus hatte, geleitete mich zu meinem Tisch. »Madam schläft sicher noch?« fragte er.

»Ja, sie wird später frühstücken.«

Ich gab mich dem Studium der Frühstückskarte hin, die so lang war wie zwei ausgewachsene Menüs.

Ich entschied mich für frischen Ananassaft, Rührei mit einer Grilltomate, danach ein 1-Minuten-Steak und schließlich Kaffee, dazu gab es knusprige Brötchen, die noch warm waren und für mich, der ich ein Brotnarr bin, wie Ambrosia schmeckten.

Jinny erschien zehn Minuten später, so brav und süß, als sei nicht das Geringste vorgefallen.

Sie wußte genau, daß ich sie vom Fleck weg heiraten würde, wie ich wußte, daß sie Angst davor hatte.

Ihre Eltern waren geschieden, ihre Schwester war geschieden, und sie selbst hatte eine geplatzte Verlobung hinter sich.

Jinny nahm bald meine Hand, ihre Finger waren schon ein bißchen klebrig vom Honig, den sie leidenschaftlich gern aß, guckte mich lieb an und sagte: »Weißt du, Jörg, ich möchte am liebsten immer so mit dir durch die Welt reisen; können wir nicht eine Weile lang hier im Zug hin- und herpendeln?«

»Sicher könnten wir das. Dazu fehlt uns bloß ein reicher Onkel oder eine gute alte Tante, die nicht weiß, wo sie mit ihren Klunkerchen hin soll. Weißt du was, wir heiraten in Kapstadt, ehe wir zum *Bushman's Cliff* rausfahren.«

»Geht denn das so schnell?«

»Wir können es ja probieren.«

»Oh, Jörg. Manchmal hast du doch ganz gute Ideen. – Aber wenn es nicht klappt? Dann ist das ein böses Omen.«

»Auf jeden Fall kriegst du deinen Verlobungsring.«

Ich zog ihn aus der Hosentasche. Ich trug ihn seit einer Woche

mit mir herum. Es war ein Prachtstück. Ein Saphir, so blau wie Jinnys Augen, und rundherum Brillanten, jeder so groß wie eine halbe Linse.

Jinny kriegte ganz träumerisch vernebelte Augen.

Ich steckte ihr den Ring an die Hand und sagte: »So, das wär's, mein Schatz.«

Diesmal erhob sie keinen Einspruch gegen den Schatz.

Sie drehte und wendete die Hand, und die Morgensonne ließ den Ring in allen Farben funkeln.

»Womit hast du den bezahlt?« frage meine praktische Jinny.

»Mit Geld«, sagte ich unschuldsvoll.

»Aber der hat doch ein Vermögen gekostet. Und so viel verdienst du weiß Gott nicht.«

Als Sekretärin in meinem vorläufigen Basishotel in Beirut wußte sie nur zu genau über mein Gehaltskonto Bescheid und leider auch, daß ich mal in die roten Zahlen geriet, obwohl ich mir Mühe gebe, das nur alle halbe Jahre vorkommen zu lassen.

»Ich habe den Ring geschenkt bekommen«, sagte ich.

»Geschenkt?« Jinny riß die Augen weit auf, aber gleich danach schlitzten sie sich mißtrauisch.

»Das kann doch nur die verrückte Lady Brigg getan haben. Die mit ihren Klunkern. Immer hat sie dir an den Rockschoßen gehangen.«

Ich stellte mir vor, wie ausgerechnet Lady Brigg an meinen Rockschoßen, die natürlich als Jackettschoße zu verstehen sind, hing, und mußte lachen.

»Lach nicht«, sagte Jinny. »Das ist viel zu ernst.«

»Jinny, der Ring hat meiner Großmutter gehört, und ich habe ihn nur neu fassen lassen.«

»Ist das auch wirklich wahr?«

Ich legte stumm die Hand aufs Herz.

»Oh, Jörg!« Jinny sprang auf und fiel mir vor allen Leuten quer

über den Frühstückstisch um den Hals.

In entsprechend fröhlicher Stimmung kamen wir in Kapstadt an.

Man muß dort gewesen sein, um zu wissen, wie schön eine Hafenstadt sein kann. Das Meer schäumt blau und weiß und grün in die Buchten, der Tafelberg beschirmt Häuser in Rosa und Weiß und Ockerfarben – heute natürlich auch Wolkenkratzer, aber die vergißt man bald, wenn man in die Gärten des ehemaligen Gouverneurspalastes eindringt oder weiter zum *Mount Nelson*-Hotel spaziert.

Blumen bilden ein Farbenmeer; da gibt es Bäume, deren Stämme vier Männer mit ausgestreckten Armen nicht umfassen können, die berühmten Kap-Eichen und Kap-Walnußbäume. Ihre Kronen sind so ausladend, daß man sich vorstellen kann, wie schon die ersten Siedler unter van Riebeeck ihren Schatten gesucht haben.

Und dazu jenes Rassengemisch, das stärker als allen anderen Häfen dieser Stadt ihr Gesicht gibt.

Schwarz und weiß und alle Zwischentöne, die aprikosenfarbene Haut der Mädchen, deren Urahnen aus dem fernen Osten Asiens kamen. Man nennt sie die Kap-Malaien, und die Frauen sind so schön, daß man glaubt, lebendig gewordenen Portraits Gauguins zu begegnen.

All das wollte ich Jinny zeigen.

Aber wir kamen nicht dazu.

Kaum war der BLUE TRAIN so elegant und leise in den Bahnhof geglitten, kaum waren wir ausgestiegen, samt Jinnys ›großem‹ Gepäck, als ein Herr in grauem Chauffeurzivil auf uns zutrat und mit gedämpfter Fistelstimme fragte: »Mister Helm, Sir?«

»Ja, das bin ich.«

»Erfreut, Sie bei uns begrüßen zu dürfen, Sir, Madam.« Er neigte

das glattgescheitelte englischblonde Haupt und entsprach nicht nur in dieser Beziehung einem Gentleman.

»Darf ich Sie zum Wagen geleiten?«

»Ja, bitte.« Aber über seinen Kopf hinweg blinzelte Jinny mir fragend und amüsiert zu.

Der Wagen war ein Rolls, und ich muß schon sagen, ich hätte bis heute nichts dagegen, so einen zu besitzen. Jinny saß neben mir, das Kinn ein bißchen vorgereckt, die weißbehandschuhten Hände locker in ihrem schmalen Schoß – und ich wäre kaum verwundert gewesen, hätte sie mit einemmal begonnen, huldvoll nach allen Seiten zu grüßen.

Aber ich war doch heilfroh, daß sie's nicht tat, denn schließlich gesteht man solches nur noch gekrönten Häuptern zu.

»Du, wo fährt der uns denn hin?« fragte sie, als wir längst die Stadt hinter uns gelassen hatten und über eine prachtvolle Straße den Ufern des Atlantiks folgten.

»Ich nehme an, zum Hotel.«

»Ist das denn die Richtung?«

»Wo sollte er uns sonst hinfahren?«

»Na, daß sie dich hierher eingeladen haben und so, ist ja schon große Klasse, ich meine, schließlich...« Jinny stockte, errötete.

»Bin ich nur ein simpler Hoteldetektiv«, half ich ihr weiter.

»So hätte ich es nicht ausgedrückt«, widersprach Jinny ohne Verblüffung. »Da du es aber selbst sagst, wollen wir es dabei belassen, Herr Bücherrevisor; also, daß man dich in einem Rolls abholt?«

»Ein würdiger Rahmen für dich, mein Schatz.«

Darauf errötete sie wieder und schwieg.

Wir fuhren an einem grandiosen Hotel vorbei, ich sah auch das Paneel aus Lapislazuli – Wahrzeichen der Sheraman-Kette – an der linken weißen Säule des Eingangsportals. *Bushman's Cliff*.

Aber unser Chauffeur warf nicht einen Blick darauf, im Gegenteil, er beschleunigte die Fahrt und schoß daran vorbei.

Ich klopfte an die Kristallscheibe, die uns von dem Herrn trennte, aber er zuckte noch nicht einmal mit einem Augenlid.

»Du kannst sie zur Seite schieben«, sagte Jinny hilfreich und tat es für mich.

»Wir sind gerade am Hotel vorbeigefahren. Warum?«

Ich hätte genausogut zu einem Taubstummen reden können.

Ich wiederholte meine Frage, befahl ihm umzukehren, es nützte nichts.

Jinny wurde ein bißchen blaß um Mund und Nase, was bei ihr ein Zeichen von Verstörtheit oder aber auch Zorn ist.

Dann bogen wir in eine Allee, die sich drei Kilometer lang ins Landesinnere wand, beschattet von meinen geliebten Eichen.

Der Wagen hielt vor einem Haus, nein, einem Besitztum, einem Herrenhaus, einem – also, mir fehlten die Worte.

»Madam, Sir –« Unser Chauffeur hatte plötzlich wieder eine Stimme.

Wir stiegen aus. Er ging einen halben Schritt seitwärts uns voran zum Hauptportal, das rechts und links von vier blauen Säulen flankiert war. Ich dachte nur ganz kurz, daß ich nie zuvor blauen Marmor gesehen hatte.

Die Eichentür öffnete sich, wie es sich gehört, lautlos, von unsichtbarer Hand.

Unser Mann aus Kapstadt geleitete uns respektvoll durch die weite Halle, klopfte und öffnete gleichzeitig eine Doppeltür, die mit venezianischen Fresken verziert war, und zwar mit echten – denn für so was hab' ich einen Blick.

»Madam, Sir –« Er trat einen halben Schritt zurück, wir traten zwei vor. Er schloß die Pforte hinter uns.

Auf den ersten Blick wirkte der Raum leer, aber dann sahen wir jemanden drüben an einer der französischen Fenstertüren zwischen resedagrünen Damastvorhängen lehnen.

»Treten Sie näher«, sagte die sanfte Stimme, die wohl diesem

Mann gehören mußte.

Ich räusperte mich, sagte: »Guten Tag.«

»Guten Morgen«, fügte Jinny gehaucht hinzu.

Der Mann trug eine dunkle Brille und kam mit sicheren und doch irgendwie tastenden Schritten auf uns zu; wahrscheinlich war was mit seinen Augen nicht in Ordnung.

Er wartete, bis Jinny sich gesetzt hatte, in ein Fauteuil, in dem sie fast verschwand.

Auf dem Tisch zwischen uns standen Kristallkaraffen mit diversen Alkoholika, Gläser, Eis, alles, was zu einem erfrischenden Longdrink gehört.

»Bitte, bedienen Sie sich«, sagte unser Gastgeber. Ich tat es. Für Jinny und mich. Er erklärte, daß er vor abends sechs Uhr niemals Alkohol anrühre, nahm daher einen Tomatensaft.

»Sie wundern sich gewiß, daß ich Sie hierher bringen ließ, statt Sie im Hotel absetzen zu lassen.«

»Ja«, sagte ich einfach.

Er lächelte sanft. »Nun, ich hielt es für besser, mit Ihnen zu sprechen, bevor Sie alle anderen Mitarbeiter kennenlernen.«

»Oh, ich hab' immer gedacht, so heißt nur die Hotelkette, ich meine, daß da jemand dahintersteht, eine Persönlichkeit ...« Jinny verstummte verwirrt. Ich drückte beruhigend ihre kleine Hand.

»Ich gab der Kette vor fünfundzwanzig Jahren meinen Namen«, sagte er, »als ich begann, sie aufzubauen. Vor drei Jahren dann zog ich mich aus dem Unternehmen zurück.« Er schwieg, berührte leicht seine dunklen Augengläser. »Das war der Grund. Aber ich habe nie aufgehört, mich für die Hotels zu interessieren. Drüben auf meinem Schreibtisch finden Sie ein Dossier, Herr Helm. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn sie es gleich durchlesen würden.«

»Natürlich.« Ich ging hinüber, fand eine rote Ledermappe, die nicht des Aufdrucks ›vertraulich‹ bedurfte, um so zu wirken.

Ich las und spürte, wie mir beim Lesen richtig übel wurde.

Das gab es nicht. Das konnte nicht wahr sein.

In den vier Hotels der Sheraman-Kette in Südafrika waren im Laufe des vergangenen halben Jahres Cholerafälle vorgekommen. Nur unter dem Einsatz größter finanzieller Mittel war es bisher gelungen, das aus der Presse heraus und damit geheimzuhalten.

Ich kehrte zu der Sitzgruppe zurück, wo Jinny und Sheraman sich über Rosenzucht unterhielten.

»Haben Sie es gelesen?« fragte Sheraman.

»Ja.« Ich hörte, wie heiser meine Stimme klang.

»Ich fürchte, daß wir mit einer gleichen Erscheinung hier im *Bushman's Cliff* rechnen müssen. Und zwar genau jetzt – wo quasi alle führenden Köpfe des Landes zur Feier unseres Jubiläums eingetroffen sind. Dazu natürlich eine Menge von Presseleuten. Sie müssen verhindern, Herr Helm, daß das geschieht.«

»Und wie soll ich das tun? Meines Wissens genügen ein paar Cholera Bakterien im Trinkwasser, um eine ganze Epidemie auszulösen.«

»Es stehen Ihnen alle nur denkbaren Mittel zur Verfügung ...«

Ich brauchte nicht lange nachzudenken, was es bedeuten würde, wenn einmal bekannt wäre, daß in den Sheraman-Hotels Cholera aufgetreten war. Die Aktien würden ins Bodenlose fallen, und jemand, der daran interessiert war, würde die ganze Kette für den berühmten ›Apfel und ein Ei‹ aufkaufen können.

»Ich habe nur eine Bitte«, sagte ich. »Unter diesen Umständen –«

»Miß Jinny ist natürlich mein Gast.« Sheraman lächelte sanft. Er konnte wahrhaftig Gedanken lesen.

»George wird Ihnen Ihr Zimmer zeigen, Miß Jinny.« Ein weißhaariger Zulu erschien und führte Jinny fort.

»Ich brauche ein Telefon«, sagte ich. »Hier.«

»Die Bibliothek gehört Ihnen.«

»Dazu die Liste aller Angestellten des Hotels, mit Einstellungsdaten, Führungszeugnissen usw.«

- »Liest neben dem Dossier schon bereit.«  
»Wer ist der beste Chemiker in Ihrem Lande?«  
»Sir Walter. Ein Freund von mir.«  
»Wo erreiche ich ihn?«  
»Er ist schon hier.«

Herein kam ein äußerst beliebter Mann, der ausgerechnet in blumige Bermudashorts gekleidet war; mir verschlug es den Atem.

»Sir Walter, wodurch und durch was kann Cholera übertragen werden? Und bitte, lassen Sie auch nicht die ungewöhnlichste Möglichkeit aus.«

Ich glaube, er ließ keine aus. Aber danach brauchte man bloß mal tief Luft zu holen und kriegte noch ein Dutzend Krankheiten gratis dazu.

Sir Walter mochte ein Vielfraß sein, wie sich bald herausstellte, er mochte eine Vorliebe für schreiendbunte Farben haben, daß es einen schauderte, aber er war ein hervorragender Wissenschaftler.

»Allerdings«, so sagte er, »haben wir es hier nicht mit der üblichen Cholera zu tun. Wie sich aus unseren bisherigen insgesamt dreihundertundneunzig Laboruntersuchungen ergeben hat, handelt es sich hier um eine choleraähnliche Krankheit, die durch ein Gift ausgelöst wird. Dieses Gift gewannen früher die Buschmänner aus einer distelartigen Pflanze namens Moi-gi; in winzigen Dosen genossen hat Moi-gi durchaus heilsame Wirkung, wie die meisten Gifte. In größeren Dosen führt es unweigerlich mit den choleraähnlichen Begleitumständen zum Tode. Da Moi-gi geruch- und geschmacklos ist, kann es mit jeder Nahrung und jedem Getränk dem menschlichen Körper zugeführt werden.«

Auf meinen Vorschlag hin trafen zwei Stunden später von der Universität Kapstadt zwei Dutzend seiner besten Schüler ein.

Daß George es schaffte, sie alle binnen einer halben Stunde in tadellos sitzende Livreen, Uniformen, Smokings und was dergleichen mehr in einem Luxushotel vonnöten ist, einzukleiden, dafür ge-

bührt ihm höchstes Lob.

Das Personal des Hotels erhöhte sich damit auf einen Schlag um vierundzwanzig Leute – aber bei einem Haus unserer Art fiel das gewiß nicht auf.

Sir Walter bekam das weiße Rüstzeug eines Kochs verpaßt, und ich muß sagen, mit seiner hohen Mütze wirkte er doppelt imposant.

Ich stieg in die graue Montur eines Installateurs.

Vorher aber ging ich in Klausur – zum Swimmingpool.

Ich weiß seit langem, daß ich auf dem Wasser treibend und den toten Mann spielend am besten nachdenken kann.

Das tat ich nun, und mein Gedächtnis, das durch Ausbildung und Erfahrung darauf gedrillt ist, ließ jeden der anwesenden Ehrengäste zum Jubiläum Revue passieren.

Die meisten hatten wohltonende Namen und gehörten in aller Welt zu unseren Stammgästen. Dazu kam dann noch die Phalanx unserer Direktoren, die ja wohl als Giftmischer ausschieden; sie würden sich kaum ins eigene Fleisch schneiden. Was das Personal von *Bushman's Cliff* anging, so waren alle seit mehr als drei Jahren dort angestellt.

Um Punkt sechs Uhr dieses Nachmittags waren wir Neuen, insgesamt sechsundzwanzig, Sir Walter und mich eingeschlossen, an unseren diversen Posten im Hotel verteilt, ausgerüstet mit einer chemischen Lösung, Sir Walters Erfindung, die beim Servieren von Moi-gi-haltigen Speisen oder Getränken einen üblen fauligen Geruch verursachte und somit das Gift erkennbar machte.

Unser Codewort hieß ›schöner Sonnenuntergang‹; mein Telefon stand im Bauch des Hotels; da, wo Wasser-, Heizungs- und sämtliche anderen Energieleitungen in einem Block zusammenliefen, war der Nabel dieses Bauches.

›Schöner Sonnenuntergang‹ bedeutete, daß alles in Ordnung war, das Codewort ›Wolken‹ die Katastrophe.

Bis neun Uhr abends tat sich nicht das geringste, bis auf die Routineanrufe meiner Mitarbeiter: »Es wird ein schöner Sonnenuntergang werden. Es war ein schöner Sonnenuntergang. War das nicht ein ausnehmend schöner Sonnenuntergang gewesen?«

Um acht Uhr hatte das Bankett begonnen, um Viertel vor zehn klingelte das Telefon.

›Was haben Sie mir da für ein verfluchtes Fritieröl geliefert«, dröhnte Sir Walters Stimme. »Wir haben hier ein Bankett, und ich sitze auf meinen unfritierten Beignets. Das Zeug stinkt wie Petroleum und ist wolkig, daß es einem den Magen umdreht!«

Ich schmiß den Hörer auf die Gabel, riß ihn wieder hoch, wählte die Eins-drei. »Wolken über Eins-zwei!«

Ich guckte auf die Uhr, wenn alles klappte, würde die Küche innerhalb von dreißig Sekunden von sechs Spezialpolizisten in Zivil besetzt sein, und da sollte es noch jemand wagen, zu entwischen.

Die Köche standen blaß wie ihre weißen Monturen herum, so, als hätten sie alle gerade die berühmte Ohrfeige aus dem Märchen bekommen; die Polizisten bei Fuß.

Sir Walter thronte an dem großen Tisch mit der Platte aus rostfreiem Stahl, der normalerweise zum Tranchieren von Fleisch benutzt wird.

Sir Walter rauchte in aller Gemütsruhe eine Zigarre, die gewaltig genug war, in sein Gesicht zu passen.

Er nahm die Zigarre aus dem Mund, als er meiner ansichtig wurde, und sagte: »Mein lieber Freund, dieser junge Mann hier ist für den Einkauf aller Lebensmittel außer Fleisch, Gemüse und Obst verantwortlich.«

Er deutete höflich auf einen jungen Mann in grauem Anzug, dessen Gesicht nur um ein paar Nuancen weniger grau war.

Er hieß Ernst-Mathias Wiese, stammte aus der Schweiz, hatte dort

die Hotelfachschule besucht und war von der Longmans-Gruppe vor drei Jahren zu uns übergewechselt.

Sonst ließ sich bisher nichts gegen oder über ihn aussagen.

Ich bat Herrn Wiese höflich, mich zu begleiten.

Der Rolls brachte uns beide zum Besitz von Sheraman.

Dort, in der verschwiegenen Bibliothek, führten wir ein kurzes und hartes Gespräch.

Es stellte sich folgendes heraus:

Seit drei Jahren – seit Wiese als Catering Manager im *Bushman's Cliff* tätig war, hatte er sämtliche Waren von ein und denselben Herstellern bezogen. In der vergangenen Woche hatte ihn ein Vertreter von Kossmanns aufgesucht und ihm einige neue Warenmuster mitgebracht. Unter anderem eine Dose besonders kalorienarmes Fritieröl.

Und diese Dose war heute abend unter den wachsamen Augen Sir Walters geöffnet worden.

Wiese beschrieb den Vertreter.

Ich ließ die Beschreibung über Fernschreiber an die einschlägigen Dezernate in Kapstadt, Durban und Johannesburg tickern.

Zwei Tage später, die Jinny und ich weiterhin als persönliche Gäste von Sheraman auf seinem Besitz verbrachten, wurde unser Mann in unserem Hotel in Johannesburg gefaßt, dem *Oysterbarrel*.

Beim Verhör in Kapstadt, dem ein Beamter der Kriminalpolizei beiwohnte, brach Job M. zusammen, wurde zu einem weinenden, greinenden Häuflein Elend.

Ehemals Besitzer eines kleinen, gutgehenden Hotels bei Durban, hatte er seine Existenz verloren, als nebenan ein Sheraman-Hotel eröffnet wurde.

Seine Frau war ihm davongelaufen, Kinder hatte er keine. Das einzige, was ihm blieb, war sein Haß auf die Sheraman-Hotels.

Job M. hatte mit der Idee gespielt, sich eine Bombe zu besorgen, um wenigstens das Hotel in Durban in die Luft zu sprengen.

Aber so einfach war das gar nicht. Schließlich kann man Bomben nicht im Laden an der Ecke kaufen.

Zwischendurch versuchte Job M. sich in allen möglichen Berufen, bis er als Vertreter beim Kossmanns-Großhandel unterkam, der Hotelbetriebe mit unverderblichen Lebensmitteln versorgt.

Durch Zufall wurde Job M. Zeuge, wie im Hafen von Durban ein Cholerafall ruchbar wurde.

Cholera – das waren doch Bakterien oder Bazillen? Die mußte man doch in irgend etwas befördern können, in dem sie sich gut hielten, oder?

Job las alles über Cholera in der Stadtbibliothek nach und stieß dabei auf die Erwähnung des Giftes Moi-gi.

Er reiste viel im Land herum, ja von Berufs wegen, und in Süd-West, in Windhuk, fand er einen uralten Buschmann, der im Bazar mit Schmuck aus Straußeneierschalen handelte. Job freundete sich mit ihm an, und der alte Buschmann besorgte ihm Moi-gi.

Job überdachte alle Möglichkeiten, wie er das Gift verwenden könnte.

Da gab es dieses neue Fritieröl, kalorienarm, und daher besonders begehrt.

Wenn man sich die Mühe machte, sehr vorsichtig zu sein, konnte man den Plastikverschluß der Öldose mit einer Injektionsnadel anpieksen und Moi-gi einspritzen.

Gedacht, getan. So geschah es.

Job M. präparierte eine Anzahl Dosen des tadellosen Fritieröls und sandte sie als Einführungs- oder Treuepräsente an die diversen Sheraman-Hotels in seinem Umkreis.

Vergeblich wartete er darauf, von Cholerafällen aus unseren Häusern in der Zeitung zu lesen, und vergeblich auf den Einsturz des Hotel-Imperiums.

Wohl aber las er davon, daß zum fünfundzwanzigjährigen Bestehen der Sheraman-Kette alle Direktoren ins *Bushman's Cliff* geladen waren.

Job M. beschloß, sich höchstpersönlich um die Ausmerzung der Männer zu kümmern, die unter dem Namen Sheraman seine Existenz vernichtet hatten.

Wir hatten Glück. Niemand kam ums Leben. Und Job M., das hofften wir trotz allem, wird wohl eines Tages geheilt aus dem Sanatorium entlassen werden, in dem er sich zur Zeit befindet. Dann soll er als Vize die Leitung eines unserer Hotels übernehmen. Allerdings durch den Ozean getrennt von seiner Heimat.

Jinny und ich heirateten in der rosaroten Kapelle, die in einem lauschigen Winkel des Parks von J.L. Sheraman steht. Sheraman führte mir die Braut in elfenbeinfarbenen Spitzen zu; er und Westmann waren unsere Trauzeugen. Ich muß gestehen, Jinny und ich waren beide sehr gerührt.

Aber zur Hochzeitsreise kam's gar nicht erst, denn J.L. schickte mich umgehend nach London.

Jinny durfte bei ihm bleiben – ich finde, das war recht selbstsüchtig von ihm, auch wenn J.L. immer wieder seine rein väterlichen Gefühle für meine Frau betonte.

## Die treuen Hunde von Hillcrest

Nach dem sonnigen Kapstadt schien mir London widerlich düster und widerlich kalt.

Vor allen Dingen war ich sauer, daß ich Jinny hatte zurücklassen

müssen.

Schließlich waren wir erst vierundzwanzig Stunden verheiratet, als mir der sanfte J.L. Sheraman erklärte, daß meine Anwesenheit in London absolut notwendig sei.

Jinny trug zum Abschied ein weißes Shiftkleid und meinen Ring als einzigen Schmuck. Sie flüsterte, ich solle mich bloß nicht um die flotten Swinger in London kümmern. Ich blieb stumm wie ein Fisch und hoffte, das würde sie zum Nachdenken bringen und ein bißchen eifersüchtig machen.

Denn J.L. war zwar nicht mehr der Jüngste, zugegeben, so um die Vierundsechzig oder auch ein paar Jährchen mehr, aber Jinny fand, daß er einen umwerfenden Charme habe, wenn man ihn erst mal näher kenne – das waren exakt ihre Worte.

Und ich weit vom Schuß – so hatte er Zeit und Muße, diesen Charme zu entfalten.

Aber ich hoffte trotzdem, meine Jinny besser zu kennen; ich glaube nicht, daß sie sanftem Charme, gegründet auf einige harte Millionen, erliegen würde.

London, wie erwähnt, war kalt und ungemütlich. Es nieselte aus trostlos grauem Himmel, und die Paßkontrolle in Heathrow, dem Flughafen der Weltmetropole, war so böseartig für Non-Britishers wie eh und je, daß man sich unwillkürlich fragte, ob man auf irgendeine Weise sich eines Vergehens schuldig gemacht habe, ohne daß es einem aufgefallen war. Vielleicht war es auch nur, weil ein südafrikanisches Visum im Paß einen schon verdächtig erscheinen ließ, seit die Briten nicht mehr am Kap herrschten.

»Was wollen Sie in London?« raunzte mich der schnauzbärtige Beamte an, Teetasse neben dem Ellbogen, es war mal wieder Teetime.

»Sie haben zwei Teeblätter im Mundwinkel«, sagte ich freundlich.

»In welchem?«

»Im linken.«

»Danke sehr.« Er wischte sie ab.

»Also, was wollen Sie in London?«

»Mich amüsieren. Ferien machen.«

Er guckte mich an, als hätte ich einen sehr schlechten Scherz gemacht.

»Irgendwelche Referenzen?«

»Meine alte Tante Ludmilla. Sie lebt in Chelsea.«

»Russin?«

»Nein, Britin.«

Er gab mir wortlos meinen Paß zurück, streckte seine fleischigrote Hand an mir vorbei, dem nächsten armen Wesen zu, das wie ich kein British Subject war.

Es stößt mir jedesmal sauer auf, wenn ich diese Prozedur in London erlebe, und doch – man muß wahrscheinlich Verständnis dafür aufbringen, schließlich ist England ja nur eine Insel. Und die würde bald aus allen Nähten krachen, wenn man jeden x-beliebigen ins Land ließe, oder nicht?

Ich hatte, wie es meine Gewohnheit ist, nur Handgepäck. Ein kleiner Koffer, spezialangefertigt, der gerade einen Wechselanzug, Wechselwäsche und ein Paar Wechselschuhe aufnehmen kann. Dazu natürlich Rasierzeug und die üblichen Kleinigkeiten, die ein Mann sonst noch braucht.

Das Londoner Hotel der Sheraman-Kette heißt *Hillcrest* und liegt tatsächlich auf einem Hügel. Auf halbem Weg zwischen Stadt und Flughafen.

Von einem Park umgeben, in reinem Tudorstil – wenn auch erst 1961 erbaut –, ist es eine Augenweide.

Da konnte man wirklich stolz drauf sein, daß man zu einem solchen Weltunternehmen wie Sheraman gehörte.

Und wie mir J.L. beim Abschied versichert hatte, waren meinen

Aufstiegsmöglichkeiten darin keine Grenzen gesetzt, es sei denn meine eigenen, was Verstand und Elan angehe.

Mit einem der hochgestochenen englischen Taxis, das meine ich bildlich, fuhr ich vor unserem Haus vor.

Ein Page bemächtigte sich sogleich meines Koffers; da so geringes Gepäck häufig mißverstanden wird, hatte ich Wert darauf gelegt, daß bei der Anfertigung des Koffers bestes, ungefärbtes Büffelleder verwendet wurde, und meine Namensbuchstaben neben dem Sicherheitsschloß waren so unauffällig silbern, daß es sich nur um Weißgold handeln konnte. Meine Mutter hatte mir von Kindesbeinen an eingebleut: »Wie man kommt gegangen, so wird man auch empfangen«, und bisher habe ich noch keinen Anlaß gehabt, daran zu zweifeln.

Der Empfangschef trug weiße Koteletten bis in die Mitte seiner rosigen Wangen.

»Good afternoon, Sir. Sie haben ein Zimmer bestellt, Sir?«

»Auf den Namen Helm, ja.«

Sein wohlmanikürter Zeigefinger glitt über eine Reservierungsliste, die in einem dezenten Grau gehalten war, wie alles Schreibpapier, das in den Sheraman-Hotels Verwendung findet.

»Sehr wohl, Sir.« Ein kaum merklicher Wink mit der gepflegten Rechten, der Page eilte an meine Seite, nahm den Schlüssel zur Hand.

Es war das erste Mal, daß ich als Gast ein Apartment in einem Sheraman-Hotel bezog.

Gediegener Luxus ist wirklich was Feines, dachte ich, während ich mich wohligh im grünen Marmorbad aalte.

Der Page war mit einem guten, aber nicht zu hohen Trinkgeld versteckt grinsend abgezogen. Inzwischen hatte der Zimmerkellner mir nebenan ein Tartar, sechs Imperial Austern und eine halbe Flasche französischen Champagner, Brut, serviert.

Ich nahm den flauschigen, hier grünen Bademantel über, der

selbstverständlich zu jeder Badezimmersausstattung in unseren Häusern gehört, bürstete mein Haar, das sich immer noch nicht an den Kurzschnitt gewöhnen wollte, borstig hoch stand, und gab mich genüßlich dem kleinen Imbiß hin.

Allerdings vergaß ich dabei das Arbeiten nicht. Schließlich war ich ja nicht nur zu meinem Vergnügen hier.

Im *Hillcrest* waren wiederholt Juwelendiebstähle vorgekommen – dabei ging es um Summen, die ich mir nicht mal mit geschlossenen Augen vorzustellen vermag. Sie besitzen zu wollen, wäre mehr als ein eitler Traum.

Aber es war dem Management gelungen – bisher –, alle Spürhunde der Presse fernzuhalten, allerdings wie üblich unter großen Kosten, was natürlich auf die Verlustseite des Unternehmens gebucht wurde und daher gar nicht erfreulich war.

Die Aufstellung der gestohlenen Schmuckstücke las sich folgendermaßen :

Lady J. Nestor, ein Smaragdarmband – Wert 28.000 DM

Mrs. T. Laison, ein Smaragdtring – Wert 39.000 DM

Mrs. K. Adams, ein Saphir-Brillant-Collier – Wert 144.000 DM

Mrs. S. Koch, ein Diamantcollier mit Sternsaphiren – Wert 163.000 DM

Und so ging's weiter, Sternrubina, Feueropale, Brillanten, Brillanten und noch mal Brillanten – alles zusammen im Wert von rund 2,2 Millionen.

Wie ich schon sagte, eine richtig hübsche, runde Summe.

Es folgten dann die Berichte zweier meiner direkten Kollegen, die, heimisch im *Hillcrest*, die Untersuchungen geführt hatten. Diese Unterlagen hatten mich im *Hillcrest* erwartet, getarnt als harmloser Doppelbrief von meiner Tante Ludmilla. Den Herren selbst war ich völlig unbekannt – und so sollte es auch bleiben.

Nichts, aber auch gar nichts hatten sie zutage gefördert. Nur eines – und das machte mich stutzig, aber darauf komme ich später

zurück.

Ich fand also nicht den geringsten Hinweis, nicht den kleinsten Tip auf die Person, das Geschlecht und die Arbeitsweise des möglichen Täters.

Die Einbrüche geschahen folgendermaßen – ich will es am Beispiel von Lady J. Nestor demonstrieren:

Lady J. Nestor traf im *Hillcrest* ein, buchte zwei Apartments (zwei Schlafzimmer, zwei Bäder, zwei Salons, insgesamt 145 Quadratmeter) für sich und ihren Liebling, einen Pekinesen namens Gecco; mir waren bisher nur Eidechsen dieses Namens bekannt.

Lady J. Nestor wohnte acht Tage im *Hillcrest*, um alte Freunde in London zu besuchen, sich die neuesten Theaterstücke anzusehen, dem großen Maestro aus Wien zu applaudieren, der »utooopische« Musik dirigierte, zu den Rennen zu fahren und in einer süßen kleinen Boutique in Kensington sich mit den Gardinentüll-Blusen einzudecken, die »in town« in waren. Ah, nicht zu vergessen, sie sah auch Striptease in Soho.

Am letzten Abend gab sie dann ein kleines Dinner für dreiundachtzig Personen. Sie trug nur ihre Perlen (Schätzwert 380.000 DM) und ein kleines Paco-Kleid, das mehr als ein Volkswagen gekostet hatte.

Gecco erhielt zur Feier des Abends passierte Wachteleier mit einem Tupfer Sauce rouge, was immer das sein mochte.

Vor dem Bankett besaß Lady J. Nestor noch ihre Smaragde, nach dem Bankett war sie um rund 28.000 DM ärmer oder zumindest leichter.

Aber Lady J. war eine verständige Frau. Hauptsache – so erklärte sie –, ihrem süßen Geccolein, der in seinem Doppelbett die Wachteleier verdaut hatte, war nichts passiert. Außer, daß die dummen Diebe das Fenster offengelassen und Geccolein sich womöglich im abendtaunassen Gras des Parks einen Schnupfen geholt haben könnte.

Geccolein wurde vorsorglich geimpft, bevor Lady J. mit ihm nach Paris zur Premiere vom ›Letzten Tango‹ weiterreiste.

Ich las jeden einzelnen, ausführlichen Bericht über die Lebensgewohnheiten unserer ›Hochwohlgeborenen Gäste‹, die das Pech hatten, ausgerechnet in unserem Londoner Haus um einige ihrer Kostbarkeiten erleichtert zu werden.

Sie ertrugen es tatsächlich mit einer überraschenden Portion Fassung.

Also, ich glaube, Jinny hätte da ganz anders reagiert. Sie hätte bestimmt Zeter und Mordio geschrien. Aber schließlich besaß sie ja auch nur einen einzigen wertvollen Ring, und der war dazu noch ein Erbstück meiner Großmutter, die ich wie keinen Menschen vor Jinny geliebt habe.

Aber zurück zu meinem Problem im *Hillcrest*.

Frage: Was verband die Geschädigten miteinander außer ihrem Reichtum? Denn vom Opfer läßt sich häufig auf den Täter schließen.

a) Sie waren allesamt – ob nun Lady J. oder Mrs. T., Mrs. K. oder Mrs. R. – leidenschaftliche Hundeliebhaber, Lady J. liebte, wie erwähnt, Pekinesen. Mrs. T. fand Rauhhaardackel so süß, Mrs. K. war eine Expertin, was Chow-Chows angeht. Mrs. R. wiederum gab Collies den Vorzug.

b) Sie waren allesamt Touristen – aus Amerika, Australien und aus Hongkong.

c) Sie hatten allesamt nicht länger als höchstens vierzehn Tage in England gewohnt, hatten dann ihre Reise um die Welt fortgesetzt.

Nun weiß aber jeder, der England kennt, wie streng hier die Quarantänebestimmungen für Hunde sind. Versuchen Sie's mal, bringen Sie mal einen Hund illegal nach England rein. Sie werden im wahrsten Sinne des Wortes Ihr blaues Wunder erleben.

Wenn also beispielsweise Lady J. Nestor aus Los Angeles ihren kleinen Gecco-Liebling auch im *Hillcrest* in London bei sich haben

wollte, mußte sie ihn ein halbes Jahr vorher auf dem Luftweg herübersenden, damit der Arme seine Quarantäne absolvieren konnte.

Und das – wenn sie Geccolein wirklich liebte – würde Lady J. dem Kleinen doch nun wirklich nicht zumuten, vor allem, da in der Quarantäne gewiß keine Apartments mit Doppelbett und eigenem Bad für den Liebling bereitgehalten werden.

Was also würde Mrs. Lady J. Nestor getan haben?

Wenn sie nicht auf einen vierbeinigen Gefährten verzichten wollte, sich natürlich einen neuen in good old Europe beschaffen.

Und das dürfte in England gewiß nicht schwerfallen, zum ersten ist die Tierliebe der Angelsachsen weithin bekannt, und zum zweiten gibt es aus diesem Grunde gewiß genug Hundezuchten auf der Insel.

Ich gelangte einigermaßen befriedigt am Ende dieser Gedankenkette an. Wo sie mich hinführen sollte, wußte ich nicht.

Aber ich hatte immerhin Vorarbeiten geleistet.

Und Vorarbeiten – wir nennen es auch Recherchen – sind stets das Wichtigste.

Ich legte die Berichte meiner Kollegen unter mein Kopfkissen, eine alte Marotte, die ich aus Schultagen beibehalten habe; damals ging es zwar stets um Mathematik, und geholfen hat es nur selten.

Ich dehnte mich wohligh in den zartgrünen Laken, die sich seidigh anföhnten, und dachte an meine kleine Jinny – wie sich wohl ihr gelöstes schwarzes Haar und ihre goldgebräunten Glieder darauf ausnehmen würden – und hoffte nur, daß J.L. Sheraman seinen sanften Charme wohlherzogen im Zaum hielt.

Ich schlief auf den Flügeln des Champagners ein und erwachte zu einem strahlend blauen Morgen, der alles Gerede über ein häßliches Nebel-London Lügen strafte.

London war eine zauberhafte Stadt.

Und das *Hillcrest* war das angenehmste Hotel, in das ich je meinen Fuß gesetzt hatte.

Die Morgenzeitungen waren voll vom Watergate-Skandal. Die Preise stiegen weiter, unentwegt.

Aber mit der Morgenzeitung hatte der Page mir auch ein Telegramm von Jinny gebracht, in dem stand: »Ich sehne mich nach dir«, und das nach immerhin erst sechsunddreißig Stunden, die wir voneinander getrennt waren.

Ich war so glücklich über das Telegramm, daß ich den kleinen Pagen ganz vergaß, aber der stand immer noch bescheiden an der Tür, als ich schon die halbe Times hinter mich gebracht hatte.

Ich gab ihm eine Pfundnote, und da wurde er merklich um einige Zentimeter größer.

»Danke, Sir. Zu Ihren Diensten, Sir.«

»Sag mal, mein Sohn, sind hier eigentlich Hunde im Hotel erlaubt?« Ich fragte es ganz nebenbei, wie das so üblich ist.

»Aber gewiß, mein Herr.«

»Das ist ja fein.«

»Haben Sie einen Hund, Sir? Befindet er sich noch in Quarantäne, Sir? Möchten Sie, daß ich den Portier benachrichtige, damit er die notwendigen Formalitäten erledigt?«

»Nein, leider habe ich meinen Doby in Berlin lassen müssen.«

»Wie traurig für Sie, Sir. Wenn man an ein Tier gewöhnt ist, fehlt es einem doch wirklich sehr, nicht wahr?«

Er hatte treuherzige blaue Augen, dieser kleine Page. Er hatte sandfarbenes Haar, das sich spätestens, wenn er zwanzig war, über seiner Stirn lichten würde. Aber das konnte ihn dann – falls er es bis dahin zum Oberpagen oder gar zum vierten Portier gebracht hatte, besonders vornehm und natürlich aussehen lassen.

»Wie heißt du, mein Sohn?«

»Paul, Sir.«

»Hast du Tiere auch gern?«

»Und wie, Sir. Ich züchte sogar welche.«

»So – und welche Rasse?«

»Keine Hunde, Sir. Das wäre zu teuer. Sie brauchen zuviel Futter und auch zuviel Pflege, und bei meinem Dienst kann ich mir das gar nicht erlauben. Aber ich langweile Sie sicher und halte Sie auf...«

»Aber ganz und gar nicht, Paul. Was sind es denn für Tiere, die du züchtest?«

»Kanarienvögel, Sir.«

»Das stelle ich mir lustig vor. Aber machen die nicht zuviel Krach?«

»Sie zwitschern, Sir, sehr laut, ja. Und Benjamino singt regelrechte Arien. Er hat italienische Vorfahren. Eine Dame hat ihn mir geschenkt, aus Florenz.«

»Das ist ja wirklich interessant«, sagte ich.

»Ja, nicht wahr? Aber jetzt muß ich laufen. Bitte, entschuldigen Sie mich, Sir.«

Ich richtete es so ein, daß ich unauffällig erfuhr, wann Paul an diesem Nachmittag Dienstschluß hatte. Das war um sechs.

Um zehn nach sechs spazierte ich langsam – so, als bewunderte ich meine Umgebung – zu dem kleinen Dorf hinüber, das unter Rosenbüschen und Pappeln ein beschauliches Dasein fristete wie vor hundert Jahren. Die meisten Angestellten des Hotels stammten alle von hier.

Mit einemmal hörte ich eilige leise Schritte hinter mir, und dann überholte Paul mich.

»Guten Abend, Sir«, sagte er höflich. »Ein herrlicher Abend, nicht wahr, Sir? So ein schöner Sonnenuntergang.«

Das war er allerdings, leuchtend und wärmend rot.

»Schon dienstfrei?« fragte ich.

»Ja, Sir. Ich laufe jetzt nach Hause«, sagte er eifrig. Er zögerte, aber dann fügte er hinzu: »Vielleicht – ich meine, es hat Sie heute morgen ja so interessiert, vielleicht möchten Sie sich meine Kanarienvögel einmal anschauen? Wenn Sie nichts Besseres vorhaben, natürlich. Ich meine, ich will keinesfalls aufdringlich sein und eigentlich ...«

»Das ist eine gute Idee«, sagte ich, bevor er sich hoffnungslos verhedderte. »Also los, gehen wir.«

»Es ist nicht weit, Sir. Nur noch fünf Minuten.«

Daraus wurden natürlich zehn, aber ich genoß den kurzen Spaziergang in der frischen Abendluft.

Vor einem Haus, das ein wenig zurücklag in einem kleinen wohlgepflegten Garten, blieb Paul stehen. Er öffnete das weißlackierte hölzerne Gartentor, um das sich Rosen rankten, und ließ mich eintreten.

»Ich lebe hier bei meiner Tante, Sir. Meine Eltern arbeiten beide in der City. Meine Tante ist Mistress Moore.«

Mrs. Moore erwies sich als eine junge Frau von etwa achtunddreißig, mit lebhaften braunen Augen und weichem blonden Haar, das im Nacken zu einem Pferdeschwanz gebunden war.

Über einem einfachen blauen Leinenkleid trug sie eine rotweißkarierte Schürze, und ihre Hände waren mehlbestäubt.

»Ich war gerade beim Pastetenbacken, Sie müssen entschuldigen. Aber Paul hat Sie sicher wegen seiner Kanarienvögel mitgebracht?«

»Ja, der Herr interessiert sich sehr dafür.«

»Nun, dann zeig sie ihm, Paul.« Sie hatte ein sehr liebenswertes Lächeln.

Mrs. Moore verschwand in ihrer Küche, aus der es so einladend roch, daß mir das Wasser im Munde zusammenlief.

Paul führte mich eine lustig rotlackierte Stiege hinauf. Als er die Tür öffnete, kam uns ein Gezwitscher entgegen, das fast ohrenbetäubend war.

In einem großen Geviert aus Maschendraht blitzte es von für mich unzähligen gelben Kanarienvögeln nur so hin und her.

»Aber haben die denn Platz genug darin?« fragte ich.

»Doch, ja. Ihre Anzahl entspricht genau dem Raum, den sie zum Leben brauchen.«

Paul zeigte mir ihre Nester, in denen Gelege waren. Er zeigte mir die Badewannen und Futternäpfe, erklärte mir, welche Futtermischung zur Aufzucht von Kanarienvögeln die beste sei. Er war ein echter kleiner Experte in seinem Fach – und er verdiente nicht schlecht daran.

Er belieferte in der Stadt einige Tierhandlungen, dazu seine ehemaligen Klassenkameraden und die jetzigen in der Fachschule.

Ein Kanarienvogel brachte ihm umgerechnet rund sechs bis acht Mark nach Abzug der Aufzuchtkosten.

Es machte mir tatsächlich Spaß, alles anzusehen und im Anschluß in der gemütlichen Küche von Mrs. Moore eine Tasse Tee zu trinken.

Und sie fragte ich dann auch, ob es in der Gegend wohl einen Hundezwinger gäbe, den ich mir einmal anschauen und in dem ich mir dann auch vielleicht einen zweiten Hund kaufen könnte.

»Eigentlich ist es kein Zwinger«, sagte Mrs. Moore. »Es ist mehr ein Hundehotel. Oder Hundenheim. Sie nehmen jedoch nur Rassehunde auf und verkaufen auch nur solche.«

»Wissen Sie, Sir«, ergänzte Paul. »Es kommen viele Leute von Übersee, die genau wie Sie, Sir, ihren Gefährten nicht mitbringen konnten, weil wir doch die scharfen Quarantänebestimmungen haben. Und manche von unseren Gästen haben dort, bei Phil, dann gleich einen neuen Gefährten gefunden. Wenn Sie wollen, führe ich Sie einmal dorthin.«

Natürlich wollte ich. Und zwar noch heute.

Phil's Hundehotel lag am Ende des Ortes, in einem großen, eingezäunten Garten. Die Zwinger waren vorbildlich saubergehalten, und die Hunde, die ich dort zu Gesicht bekam, waren alle große Klasse.

Paul erklärte einem jungen Mann, der vom Aussehen her sein älterer Bruder hätte sein können, samt beginnender Glatze, aber nicht tat, als wäre er es, sondern eher mürrisch blieb, daß ich ein Gast im *Hillcrest* sei und einen vierbeinigen Gefährten suchte.

Ich entschied mich für einen Zwergschnauzer, den ich Jinny auf jeden Fall mitnehmen wollte.

Er hieß Derek, ich zahlte umgerechnet sechshundertachtzig Mark für ihn - ganz stolzer Preis, aber dafür hatte er auch einen fabelhaften Stammbaum.

Ich taufte ihn Pips, und er hörte sofort auf diesen Namen.

Paul begleitete mich noch bis zum Hotel, mindestens ebenso glücklich wie ich, daß ich Pips gefunden hatte. Wenn auch sicher aus einem anderen Grund. Wahrscheinlich kriegte er Prozente von Phil, geschäftstüchtig wie der Junge war.

Am Empfang ließ ich verlauten, daß ich wahrscheinlich am nächsten Morgen schon leider abreisen müsse. Wichtige Geschäfte riefen mich nach Paris, nicht mal Zeit blieb mir, meine liebe alte Tante Ludmilla in Chelsea zu besuchen.

Dann nahm ich Pips mit nach oben, ließ ihn jeden Winkel und jede Ecke des Apartments schnüffelnd inspizieren und zog mich zum Abendessen um. Pips bekam einen Kalbskugelknochen aus der Küche heraufgebracht, den er sehr manierlich auf einer Papierserviette nagte.

Ich ging hinunter in den Grillroom mit Blick auf den Schwanenteich, um die Austernpastete zu kosten, für die das *Hillcrest* berühmt ist.

Ich ließ mir Zeit mit dem Essen.

Trank noch einen Kaffee, einen ausgezeichneten Cognac dazu, gönnte mir noch einen zweiten (auf J.L.'s Spesen) und kehrte mit der Miene eines Mannes, der gut gespeist und getrunken hat, sodann in mein Apartment zurück.

Das Fenster des Schlafzimmers stand offen, nur einen Spalt, aber die sich im Zug bauschenden Vorhänge verrieten es.

Pips war nirgends zu sehen.

Ich sandte Lockpfliffe in den nachtdunklen Garten, den nur hier und da indirektes Licht romantisch erhellte.

Und tatsächlich, da kam Pips angetrabt. Mit einem gekonnten Satz erreichte er das kräftige Geäst vom Efeu, die Fensterbalustrade und ließ sich von mir sicher ins Zimmer heben.

Mein schwarzledernes Rasierapparatetui, das jeder Einbrecher für eine kleine Schmuckkassette halten konnte, war und blieb verschwunden. Vor dem Essen hatte ich es mit hübschem, erst auf den zweiten Blick erkennbarem Glitzerschmuck gefüllt und ein paar Zentimeter Reißverschluß offengelassen.

Meine Eingebung hatte mich also nicht getäuscht – Pips hatte es schon vor drei Stunden, bei seiner Inspektion des Schlafzimmers, sogleich auf dem Frisiertisch entdeckt und sich begehrlieh, mit seinem Stummelschwanz wedelnd, danach aufgerichtet.

Ich setzte mich mit der Bitte um strengste Vertraulichkeit mit Scotland Yard in Verbindung – am nächsten frühen Morgen, zu einer Stunde, wo anständige Leute im allgemeinen noch schlafen.

Phil, der Besitzer des Hundehotels, so stellte sich heraus, war dem Einbruchsdezernat kein Unbekannter. Wegen Juwelendiebstahls einschlägig vorbestraft, war er danach vier Jahre lang untergetaucht. Man hatte angenommen, daß er irgendwo auf dem Land von geheimen Ersparnissen lebte.

Seine mit so viel sorgsamer Pflege dressierten Hunde überführten

ihn nun. Man brauchte nur etwas Glitzerndes vor ihren Augen baumeln zu lassen, und sie leckten sich begehrllich die Lefzen wie nach einem rohen Fleischbatzen.

Der kleine Paul mußte leider auch dranglauben – denn er war der vielversprechende, gewitzte kleine Bruder unseres großen Ganoven.

Paul hatte jeweils die entsprechenden Fenster in den Hotelzimmern geöffnet, wenn die Zeit für einen Beutezug reif schien. Seine Rolle im Juwelenspiel fiel ihm ganz und gar nicht schwer, denn alle im Hotel liebten den kleinen fröhlichen Paul, und selbst außer Dienst hatte er ungehindert Zugang.

Mrs. Moore war nicht wirklich seine Tante, sondern seine Schwägerin. Und sie backte ihre Pasteten nicht nur zum Spaß.

Im weichen Bett der getrüffelten Füllungen verbarg sie die Kostbarkeiten, die Phil's Hunde so geschickt erbeuteten. Dann sandte sie die Pasteten, in elegante, mit der Aufschrift ›Mutter Moore's Pasteten‹ versehene gelbe Kartons verpackt, an Interessenten, nämlich Hehler.

»Es tut mir leid«, sagte Paul zum Abschied. »Sie wollte ich nicht schädigen, weil Sie doch Kanarienvögel mögen. Und außerdem war ich sicher, daß bei Ihnen gar nichts Wertvolles zu holen war.«

Natürlich tat es mir leid, daß ich Pips nicht mit zu Jinny nehmen konnte, aber stellen Sie sich einmal vor – was Pips in jedem Sherman-Hotel für Unheil anrichten könnte?

## Ein Schloßhotel

Zwar hieß es eigentlich, daß bei uns zu Hause nur die Luftlotsen bummelten, aber als ich aus London kommend in Köln-Wahn eintraf, schien mir, als täte hier die Gepäckausgabe es ihnen zumindest gleich. Da standen wir Fluggäste um das Förderband herum, warteten geduldig wie Schafe – es blieb uns ja auch nichts anderes übrig – auf unsere Koffer.

In London war mir eine Prämie für ›entschlossenes und umsichtiges Verhalten‹ ausgehändigt worden, in einem grauen Umschlag des *Hillcrest* und ausgerechnet noch von Paul, nun nicht mit fröhlichem, sondern traurigem Lächeln. Ich schenkte ihm eine 10-Pfund-Note für ›bessere Tage‹, und dann stürzte ich mich in einen wahren Einkaufsrausch für Jinny. Dazu erstand ich einen schwarzen Lackkoffer mit goldenen Schlössern bei Harrods. Ich begann mich also schon daran zu gewöhnen, daß ich in Zukunft nicht mehr nur mit Handgepäck reisen würde. Aber es ist schon ziemlich blöde, wenn man bloß wegen eines Koffers eine halbe Stunde verplempert, vor allem, wenn man weiß, daß einen ein süßes Mädchen erwartet.

Doch keine Angst, ich bin ein sehr altmodischer Mensch, es handelte sich selbstverständlich um Jinny, die mir in Kapstadt Ange-  
traute.

Wir wußten noch nicht genau wo, aber wir wollten unsere Flitterwochen nun endlich an irgendeinem verschwiegenen idyllischen Plätzchen meiner Heimat verbringen. Auf jeden Fall sollte es da kein Telefon geben, damit uns niemand, auch nicht der große sanfte Sheraman, aufstöbern konnte.

Und Jinny sollte natürlich auch Mama vorgestellt werden, ein Ereignis, dem ich mit einem lachenden und einem weinenden Auge entgensah. Es hatte mich schließlich runde fünfundzwanzig

Jahre meines Lebens gekostet, mich aus ihrer Fürsorge zu befreien, die im Winter wollene Unterwäsche und Hustensirup, jeden Sonntag Sauerbraten und einen Obsttag zur Entschlackung in jeder Woche beinhaltete. Dazu Argusaugen, unter denen die bescheidene Antwort eines mir liebwerten Mädchens zum Stottern einer Närrin wurde, scheues Zögern zur Körperbehinderung, und was der Dinge mehr sind.

Mama war in ihrer Jugend Schauspielerin gewesen, bis sie den Schwüren meines Vaters erlag, sie bis an sein Lebensende auf Händen zu tragen. Es blieb ihm nicht viel Zeit dazu, denn nach der Blitzhochzeit und meiner Zeugung mußte er wieder an die Front, und seither ward nichts mehr von ihm gehört.

Meine Mutter behauptet steif und fest, daß er noch lebe, und ihr Lieblingslied bis zum heutigen Tage ist: »Ich weiß, es wird einmal ein Wunder geschehen.«

Ich muß sagen, sie war schon zu bewundern, wie sie ihre große Karriere für mich opferte, zur Erinnerung an meinen Vater in dessen Heimatstadt Aachen zog und dafür Berlin aufgab; mit dem Mut einer Löwin einen Hutsalon eröffnete zu einer Zeit, als der Einheitskopfputz noch Kopftuch hieß.

Mama erzog mich liebevoll und streng in dem winzigen Zimmer hinter dem Laden, in dem es immer nach angesengtem Filz, Kreide und Dampf roch.

Da kriegte ich meine drei Mahlzeiten täglich, da machte ich Schulaufgaben und ochste später für die TH; Mama wollte unbedingt einen Diplomingenieur aus mir machen. Hier las ich auch die ersten Liebes- und Kriminalromane, verbotenerweise, was ich nicht ganz verstand, denn meine Mutter verschlang sie in ihrer spärlichen Freizeit, garniert mit schokoladenen Negerküssen.

Als ich auf die TH ging, bezogen wir eine Neubauwohnung, denn Mutter meinte: »Du wirst ja auch Freunde mitbringen wollen, und die sollen sehen, daß du ein anständiges Elternhaus hast.« Nun

ging sie nur noch halbe Tage ins Geschäft, den Rest des Tages widmete sie ganz mir.

Ich brachte tatsächlich anfangs Freunde mit; beim ersten Mal fanden sie Mutter toll, so schick und so charmant, beim zweiten Mal rutschten sie unbehaglich auf den zierlichen Stühlen hin und her, auf denen wir um den Teetisch saßen, und beim dritten Mal sagten sie: »Mensch, laß uns lieber in 'ne Kneipe gehen. Deine Mutter geht einem mit ihrem Getue auf die Nerven.«

Arme Mama, dabei meinte sie es so gut. Aber sie verstand, eine Niederlage mit Würde zu tragen, sogar, als ich ihr kurz darauf erklärte – und damit nur die Meinung meiner Lehrer wiedergab –, daß aus mir niemals ein Ingenieur würde, denn mir fehlte es dafür an mathematischem Verstand.

Und was soll jetzt aus dir werden? Willst du womöglich wie dein Vater Polizist werden? Es war das erste Mal, daß sie dieses Geheimnis lüftete. Mein Vater hatte Polizist werden wollen, war aber wie zu so vielem gar nicht erst dazu gekommen; dafür war es vor ihm sein Vater gewesen und davor sein Großvater und ... Ich konnte also auf eine ganze Ahnenkette von Männern zurückblicken, die stets als Freund und Helfer dem Bürger gedient hatten.

Mir kribbelte es in den Fingerspitzen, mir wurde ganz warm ums Herz. Fantasie und Spürsinn – das war es, was ich besaß. Mit einer fundierten Ausbildung sollte mir doch der Sprung in irgendeines der aufregenden Kriminaldezernate gelingen, wie Mord und Raub, oder auch Sitte, meinetwegen.

Daß ich dann schließlich einer der namenlosen und gesichtslosen Spürnasen wurde, die sich in jedem besseren Hotel wie Schatten bewegen, das ist eine andere Geschichte, und hier bleibt nicht mehr genug Zeit, sie auch noch zu erzählen.

Da stand Jinnylein, direkt hinter dem Zollschalter, Vergißmein-

nichtaugen glänzendfeucht, Kirschlippen zitternd, halb geöffnet, und hauchte: »Ich hab' mich so nach dir geseht.«

Wir wurden angerempelt von plumpen Menschen, die einfach keinen Draht für ein solches Gefühl haben, wie es uns beseelte. Wir wurden beiseite geschoben, mit allen möglichen unfreundlichen Kommentaren bedacht, und nur ein kleines Mädchen fragte mit ehrlichem Interesse: »He, Onkel, war das ein Dauerbrenner?«

»Das war's«, beantwortete ich ernsthaft die ernsthafte Frage.

Bald darauf saßen Jinny und ich in einem Taxi. Der Fahrer hatte beide Augen voll zu tun, auf den Straßenverkehr zu achten, so daß Jinny und ich uns wohltuend allein miteinander fühlten.

Ich für meinen Teil versank vollends in dem rosigwarmen Traum von Jinnys Anwesenheit, aus dem ich allerdings brutal geweckt wurde, als wir über eine Brücke holperten.

Da knirschten Bohlen und rasselten Ketten, und wir überquerten tatsächlich eine Zugbrücke, umfuhren ein riesiges Rosenrondell und hielten vor einem gelbgetünchten Schloß, komplett mit Türmen und Zinnen und einem Portier in goldbetrefter brauner Livree.

Wenn das Jinnys Ansicht von einem verschwiegenen Gasthof war – also, mir verschlug's die Sprache. Ich kriegte nur ein gekränktes »Hier?« heraus.

Jinny lächelte lieb, aber auch ein bißchen spöttisch.

»Das ist Sheraman's Vorstellung von Verschwiegenheit und Romantik. Es gibt tatsächlich kein Telefon in den Zimmern, wenn man es nicht will. Und ich hab' mir immer schon mal gewünscht, in einem Schloß zu schlafen.«

Was sollte ich dem entgegenhalten?

Aber wenn ich jetzt nachgab, dann würde ich gewiß für den Rest meines Lebens unter ihrem kleinen Fuß stehen (Jinny trägt keine Pantoffeln).

Zwei Pagen bemächtigten sich unseres Gepäcks, das durch Jinnys Koffer gewaltig an Umfang gewonnen hatte.

Wir betraten eine Halle, deren holzgetäfelte Mauern sich in den lichten Höhen einer blauen Bleiglaskuppel verloren, komplett mit Sonne, Mond und Sternen.

Aus goldinkrustierten Rahmen musterten uns Ahnen, die lange Nasen und Mausehren zur Schau trugen.

Das Bett in unserer Suite stand in einem Alkoven auf einer Empore, über drei Stufen zu erreichen; es war eine echte Spielwiese, so breit wie lang, und mittels zartfarbiger Vorhänge konnte man sich hier von aller Außenwelt zurückziehen.

»Versöhnt dich das nicht?« Jinny kicherte wie ein Schulmädchen. »Und sieh dir das hier an!« Sie lief mir voran ins Badezimmer, dessen Glanzstück eine muschelförmige Doppelwanne in rosa Marmor war.

Auch dagegen hatte ich gar nichts einzuwenden, denn Jinny sieht besonders bezaubernd aus, wenn Wasser auf ihren glatten braunen Gliedern perlt.

Drei Tage ließen wir es uns wohl sein in Bett, Bad und bei kurzen Spaziergängen um den Schwanenteich im Park – denn schließlich hatte Sheraman mir eine carte blanche gesandt. Das war eine kleine, schmucklose Karte, auf der nichts weiter stand als ›Lassen Sie es sich Wohlergehen‹.

Meine vorsichtige Kalkulation ließ mich zu dem Überschlag gelangen, daß die drei ersten Tage schon soviel wie Jinnys und mein Monatsgehalt zusammen kosteten.

Am Empfang mimte ich den vergeßlichen Snob, indem ich unter Ehs und Mhs erfragte, wie lange wir wohl bleiben könnten, meine Sekretärin habe gebucht, eh, mh, ich sei ein bißchen vergeßlich, das liege so in der Familie.

»Mein Herr, für Sie wurde ein Aufenthalt von zehn Tagen gebucht«, und mit einem Eiszuckerlächeln, »und natürlich auch bezahlt.«

Ich räusperte mich, murmelte mh, mh, eh, eh, und schlurfte trot-

telig davon.

Um fünf Minuten später für Jinny und mich zur Feier des Tages eine Flasche Red Top Monopol zu bestellen, auch wenn es noch früher Nachmittag war.

Die köstliche Jinny lackierte ihre Fuß- und Fingernägel, eine Beschäftigung, die ich jeder anderen Frau in meiner Anwesenheit übelnehmen würde. Aber Jinny war halt wie ein Kätzchen, das seine Pfoten poliert.

»Läßt du mir ein Bad ein, Schatz?«

»Aber gern!« Eilfertig gehorchte ich, den Grund kennen Sie ja schon.

Doch diesmal durfte ich nur zuschauen, nicht daran teilhaben, wie Jinny in duftendem Schaum von Chamade verschwand.

»Möchtest du, daß ich heute abend das weiße oder das blaue Kleid aus London trage?«

»Kleid, wieso Kleid?«

»Lieber«, sie wandte ein wenig den Kopf, auf dem sich atemberaubend das schwarze Haar türmte. »Das blaue also?«

»Gehen wir aus?«

»Ach nein, wir bleiben schon hier, ich möchte mir bloß gern die Modenschau ansehen.«

»Modenschau?«

»Ja, Liebster, da werden Kleider vorgeführt.«

»Jinnylein, da sitzen doch bestimmt viele alte Gänse rum und schnattern aufgeregt, also weißt du – muß denn das sein?«

»Ich kann ja auch alleine gehen.«

»Nein, natürlich lass' ich dich nicht allein.«

»Das ist lieb von dir, Schatz. Dein Smoking hängt bereit, ich habe ihn dir aus Kapstadt mitgebracht. Denke ich nicht an alles?«

Und dann kam also das übliche Gewürge mit der Smokingschleife und dem Kummerbund – der gibt mir jedesmal das Gefühl, fünf Kilo Übergewicht zu haben. Außerdem reagiere ich allergisch auf

Smokinghemden, in denen ich stets schwitze wie nach einem Hundertmeterlauf. All das trug nicht gerade zu meiner besten Laune bei.

Aber Jinny war ausgelassen und vergnügt und sah in ihrem blauen Chiffonkleid zauberhaft aus, vor allem, weil es die gleiche Farbe wie ihre Augen hatte.

Die Modenschau fand im grünen Saal statt.

Wir bekamen eine zartgrüne Eintrittskarte, die eher schon einer kleinen Broschüre glich.

Darin waren die Erfrischungen aufgeführt, von Hummercocktail über Kaviar zu frischem Lachs aus Schottland, begleitet von Champagner und Campari-Orange.

Die Modehäuser trugen alle große Namen, die mit großen Preisen verbunden sind.

Nur, und das fiel mir auf, von Berufs wegen, den Namen des Veranstalters konnte ich nirgendwo entdecken.

Die Ansage - in diesem Circle müßte man eigentlich sagen Conférence - machte ein Mädchen aus Jamaika mit Haut wie braunem Samt, Augen wie Feueropal.

Und dann paradierten die schönsten Wesen über den Laufsteg, die ich jemals in meinem Leben an einem Ort zusammen gesehen habe.

Jinny kriegte eine winzige nachdenkliche Falte auf der Stirn und beäugte mich hin und wieder mißtrauisch; aber in meinem Beruf ist es unter anderem wichtig, sein Gesicht vollkommen blank zu halten, wenn es notwendig ist.

»Ist das nicht komisch?« flüsterte Jinny nach einer Weile. »Ich bin hier praktisch die einzige Frau.«

Tatsächlich, sie hatte recht - bis auf drei, vier ältere Damen, die trotz ihrer Eleganz wie verkleidet wirkten, war Jinny die einzige

Frau.

Dafür gab es Herren in Hülle und Fülle – mein Überschlag ergab zwischen vierzig und fünfzig.

Sie alle trugen Smoking wie ich, an manchem kleinen Finger sah ich Einkaräter blitzen, was nicht immer ein Zeichen feiner Art sein muß.

Sie notierten eifrig auf kleine zartgrüne Blocks, von denen auch einer auf unserem Tischchen lag.

»Und was noch komischer ist«, flüsterte Jinny nach einer Weile, »ich habe noch nie so viele Mannequins bei einer einzigen Modenschau gesehen.«

Nun kann man diese Geschöpfe ja leicht untereinander verwechseln, da sie alle ähnlich geschminkt, alle schlank und groß und natürlich auch ihre Frisuren der Mode unterworfen sind.

Aber Jinnykind hatte wieder recht, die Zahl der Mannequins war mindestens ebenso hoch wie die der anwesenden Herren.

Vielleicht sollte das gar keine Modenschau im üblichen Sinne sein? Vielleicht fand hier so etwas wie ein Ball der einsamen Herzen statt? Jedem Herrn seine Dame und umgekehrt?

Na also, mir war's egal, erstens machte ich mit Jinny Flitterwochen, zweitens würde sie mir bis an das Ende meiner Tage genügen.

Mit einem Tusch der Vier-Mann-Band und einem Reigen der schönsten Modelle, die allesamt sehr offenherzig waren, endete das festliche Spektakel.

Jinny machte schläfrige Augen, und es gab für mich nichts Wünschenswerteres zu tun, als eiligst unsere verschwiegene Suite aufzusuchen.

Jinnykind schleuderte die blauen Seidenpumps von den Füßen und ließ sich mit einem Seufzer auf dem niedrigen Damastsofa nieder.

»Es scheint zu stimmen«, sagte sie, und die kleine nachdenkliche

Falte zwischen ihren geschwungenen Brauen vertiefte sich.

»Was stimmt, mein Schatz?«

»Daß hier irgend etwas nicht stimmt.«

»Und das wäre?« Der Campari-Orange hatte mir so gut geschmeckt, daß ich auch in unserer Suite dabei blieb.

Jinny trank mit von meinem Glas; sie war die erste Frau, bei der mich das nicht mit Entsetzen erfüllte.

Dann stand sie auf, ging zu ihrem Kosmetikkoffer, holte daraus einen großen, weißen Umschlag, den ich schon hin und wieder erspäht, dessen Bewandnis ich aber natürlich nicht erfragt hatte, denn jede Frau soll ruhig ein kleines Geheimnis haben.

»Schau dir das hier an«, sagte Jinny. Sie förderte zwei Dutzend Schwarzweiß-Glanzpapierfotos zutage; Aufnahmen eines professionellen Fotografen.

Auf den ersten Blick wollte es mir scheinen, als hätte ich all diese perfekten Mädchengesichter schon einmal gesehen, aber dann bemerkte ich gewisse Unterschiede: Alle diese Mädchen hatten zwar Ähnlichkeit mit den Mannequins des Abends – aber identisch mit ihnen waren sie nicht.

»Von wem hast du die Fotos?«

»Von Westmann«, sagte Jinny.

»Warst du inzwischen im *Red Rock* in Beirut?«

»Aber nein, ich hatte nur eine Zwischenlandung in München, bevor ich dich abholte, und da haben wir miteinander gegessen.«

»Ach so«, sagte ich.

»Nun sei doch nicht böse. Ich verschweige dir doch nichts. Aber sollte ich uns die ersten Tage gleich verderben, bevor die Zeit reif war?«

»Und jetzt ist die Zeit reif?«

»Bitte, schau doch erst einmal nach, ob es hier Wanzen gibt.«

»Wie bitte?«

»Stell dich doch nicht so dumm an«, zischte meine süße Jinny.

Ich war wie vor den Kopf geschlagen und sah wohl auch so aus.

Mit Wanzen meinte sie natürlich winzige Abhörmikrofone, deren Anbringung heutzutage ein Kinderspiel ist.

Ich fand eine hinter der Seifenmuschel im Badezimmer und eine gleich im Zentrum unseres Betthimmels, sozusagen als Abendstern getarnt.

»So«, sagte Jinny, »jetzt können wir offen reden. In Beirut fand vor zwei Wochen eine ebensolche Modenschau statt wie heute diese hier. Dabei wurde eines der Mannequins getötet. Das Mädchen wurde erstochen. Man fand sie, als die übrige Truppe abgereist war. Seither nimmt Westmann an, daß es sich nicht um eine reguläre Modenschau handelt, sondern um Mädchenhandel.«

»Ach?«

»Bist du heute so schwer von Begriff, oder tust du nur so?«

»Jinny, wir flittern, wir haben Urlaub. In fünf Tagen müssen wir sowieso zu unseren Jobs in Beirut zurück. Also, sei ein braves Kind und verschone mich mit Hiobsbotschaften, mit denen ich mich dann noch früh genug abgeben muß.«

»Aber verstehst du denn nicht? Heute abend, die Männer, die haben sich doch alle so eifrig irgendwas notiert. Als ich auf der Tö war, da hab' ich einem über die Schulter geschaut, da standen bloß Zahlen auf dem Block - links niedrigere und rechts höhere -, und wenn du mich fragst, dienten die Namen der Mädchen als Kodeworte für ihre Preise. Das heißt, die konnten die Kerle ja schon in der Tasche haben.«

»Du machst mir wahrhaftig Konkurrenz«, sagte ich.

»Ich lasse nur meinen normalen Menschenverstand spielen«, antwortete Jinny bescheiden.

»Und was soll ich da noch tun?«

»Ich wette, zur Zeit findet irgendwo im Haus eine Versteigerung der armen Geschöpfe statt. Und stell dir vor, es bringt sich wieder eine um?«

»Also gut, ich werde mal sehen, was los ist. Schließ hinter mir ab.«

Jinny küßte mich fest auf den Mund und verriegelte hinter mir die Tür.

Ich mimte den etwas angetrunkenen Trottel, verzichtete auf den Aufzug aus dem zweiten Stock hinab ins Parterre, nahm die Service-Treppe mit maßvoll schwankendem Schritt.

Auf der ersten Etage, wo sich das Spezialitäten-Restaurant ›al Arab‹ befand, geriet ich vor verschlossene Türen. An der Hand der bronzenen Jungfrau, die den Eingang bewachte, hing ein Schild: ›Private Gesellschaft‹.

»Eh, eh, mh, mh«, murmelte ich und zündete mir eine Zigarette an, ich brauchte eine halbe Schachtel Streichhölzer, weil ich ja angeblich so angeschickert war.

Da tauchte auch endlich ein Kellner auf, maß mich mit hochgezogenen Augenbrauen und sagte: »Der Aufzug befindet sich direkt zu Ihrer Rechten, mein Herr.«

»Ich will keinen Aufzug, ich will einen Drink.«

»Selbstverständlich, mein Herr, der Zimmerservice wird Sie bestens bedienen.«

Der Kellner ergriff meinen Arm, und nun musterte ich ihn mit hochgezogenen Augenbrauen. »Sie wissen wohl nicht, wen Sie vor sich haben ? Ich gehöre zu der geschlossenen Gesellschaft.«

»Aber, mein Herr!«

»Sie wagen es, mir zu widersprechen?«

»Ja, mein Herr.«

»Dann öffnen Sie mir die Tür!« Großzügig, wie ich nun mal bin, gab ich ihm ein Trinkgeld.

Ich überschritt die Schwelle zum ›al Arab‹ und befand mich in einem Harem.

Die Mädchen paradierten nun ohne kostbare Hüllen, und die Herren überboten sich so lautstark und schnell, wie ich es noch nie bei einer Versteigerung erlebt habe.

Da stand tatsächlich ein Auktionator an einem Pult, das wie ein Betstuhl aus der Schloßkapelle wirkte, schlug mit einem silbernen Hammer auf die Platte und rief: »Josephine, zum ersten, zum zweiten und zum dritten!«

Und was konnte ich dagegen tun? Gegen eine solche Versteigerung weiblicher Körper in einem unserer Häuser? Das war ein echter Skandal. Wenn das jemals an die Öffentlichkeit geriet!

Aber da sprang plötzlich die Jamaikanerin auf die Bühne, riß dem Auktionator seinen silbernen Hammer aus der Hand und schlug ihm damit auf den Kopf. Durchdringend und gellend schrie sie auf:

»Wucher! Schacher! Salaud!«

»Ruhe! Keinen Ton! Polizei!« brüllte ich.

In dem ausbrechenden Tohuwabohu – die Herren glichen einem aufgeschreckten Schwarm dicker schwarzer Fliegen – hetzte ich zur Bühne, packte die Jamaikanerin, nahm ihr den Silberhammer ab, schleppte sie in die Kulissen und hielt ihr die Hand auf den Mund.

»Wer hat euch hergebracht? Tut ihr das freiwillig?«

Sie schüttelte wild den Kopf. Ihre Feueropalaugen waren voller Angst und Zorn.

»Zeig mir den Weg.«

Aus der Kulisse weg, über einen Gang, vorbei an zwei, drei Garderobentüren, die vierte war von innen verschlossen.

»Da drin!«

»Die Mädchen? Allein?«

»Nein.« Wieder schüttelte sie wild den Kopf.

»Drei Kerle, mit Peng-Peng-Peng.«

»Wo sind eure Pässe?«

»Weiß ich nicht. Heute nachmittag, wenn hier ankommen, alles weg. Handtasche. Geld. Paß. Alles weg.«

Ich zog sie hinter mir her, die Treppe für die Zimmermädchen und Kellner runter.

»Wo ist der Mann, der euch gechartert hat?«

»Nicht verstehen?«

»Der Boß!«

»Monsieur Claude? Zweihundertfünf. Dicker alter Mann.«

Ich grapschte mir den Paß-Schlüssel, der in jedem unserer Hotels im Service-Teil an einer ganz bestimmten Stelle unter Panzerglas hängt, wie sonst nur ein Feuermelder.

Mit der Jamaikanerin im Schlepptau raste ich in die zweite Etage. 205 war die Suite neben uns.

Als ich den Salon betrat, fiel mein erster Blick auf Jinny. Sie war sehr blaß.

Und dann auf einen fetten alten Mann.

»Kommen Sie nur herein, Helm«, sagte er, und sein Kopf hüpfte bei jedem Wort auf und ab wie ein Luftballon.

»Komm herein, Nikia«, sagte er. Und die Jamaikanerin ging tatsächlich zu ihm.

»Warum hast du durchgedreht?«

»Weil andere Mädchen Angst. Wut.«

»Plötzlich hast du Skrupel?«

»Die kleine Belgierin Pulsadern schneiden.«

Während des Dialogs hielt der Ballonkopf eine Pistole auf Jinny gerichtet.

»Wie hat er dich hergekriegt?« fragte ich Jinny.

»Er hat mir im Flur vor unserem Zimmer einen Herzanfall vorgespielt.«

»Und du hast die Tür geöffnet?«

»Ja.«

»Sie kommen trotzdem nicht davon«, sagte ich zu dem Ballonkopf. »Ich werde der Polizei eine Beschreibung geben.«

»Halten Sie den Mund!« sagte er nur.

Dann wandte er sich wieder der Jamaikanerin zu.

»Du weißt, daß ich dich jetzt hierlassen muß, Nikia. Und damit du vorläufig keinen Unsinn mehr anrichten kannst...« Er sprühte ihr etwas ins Gesicht, und wir sahen, wie es sich in ihre Haut fraß, wie es die Haut verbrannte.

Nikia schrie nicht. Sie sackte nur in sich zusammen.

»Ich kann das gleiche Mittel auch bei Ihrer Frau anwenden«, sagte der Fette zu mir. »Es sei denn, Sie lassen mich gehen.«

Ich ließ ihn gehen.

Im Hof des Schloßhotels schlugen Wagentüren, war Hin- und Hergelaufe und hetzendes Geschrei zu hören.

»Willst du ihn wirklich entkommen lassen?« Jinny kniete bei der Jamaikanerin.

»Nein«, sagte ich.

Der Ballonkopf strebte dem weitläufigen Park zu. Wie ich wußte, lag hinter dem Schwanenteich, umgeben von einer Hecke, der Hubschrauberlandeplatz.

Der Ballonkopf schlenderte dorthin wie jemand, der sich absolut sicher fühlt. Nur deswegen erreichte ich den Hubschrauber vor ihm.

Da stand ein Junge in Pilotenkluft und wandte mir halb den Rücken zu, während er aus einer Bierflasche trank.

Ich gab ihm mit dem Silberhammer eins über den Schädel, und mit einem Seufzer ging er in die Knie.

Dann bediente ich mich des Bordfunks, um einen der Polizeihubschrauber herbeizurufen, welche die Autobahnen in dieser Gegend oft patrouillierten. Ich hatte unverschämtes Glück, erreichte tatsächlich einen von ihnen.

Dann überließ ich den Ballonköpfigen und seinen Piloten ihrem wohlverdienten Schicksal.

Das Ende der Geschichte: Es ging durch die Presse. Vor allem die Boulevardblätter waren natürlich voll davon.

Die Sheraman-Kette entledigte sich des Schloßhotels sehr rasch, das heißt, sie führte es einem guten Zweck zu.

Heute tummeln sich Waisenkinder in seinem Park.

## Zu Hause

**E**s war nun wirklich an der Zeit, daß Jinny und ich meine Mutter in Aachen besuchten, nachdem unser Aufenthalt im Schloßhotel ein etwas jähes Ende gefunden hatte.

Jinny, die lieber Auto fuhr als ich, chauffierte den kleinen Wagen, den wir bei Hertz gemietet hatten, und wir fuhren damit nicht etwa Autobahn, sondern quer durch die Eifel.

Jinny fand die Landschaft und vor allem die Dörfer, die für mich das Ziel vieler Ausflüge mit der Schule und mit Freunden gewesen waren, einfach ›himmlisch‹. Ja, damals hatten wir noch im Herbst auf den abgeernteten Feldern Kartoffelfeuer angezündet und in ausgemusterten Zelten der Bundeswehr genächtigt, jeweils zum Kummer meiner Mutter, denn in unserer Familie war damals ein Junge meines damaligen Alters von einem solchen Ausflug nicht zurückgekehrt, für immer verschwunden geblieben.

»Alles ist hier so friedlich und noch so ursprünglich«, sagte Jinny und übersah geflissentlich die neuen Siedlungen, mit denen die alte Eifel so gar nichts zu tun hatte, die wie bunte Pickel aus der alten Erde geschossen waren.

Wir kehrten im *Duffes* ein, wo Jinny eine Forelle mit dem be-

rühmten Salatteller und frischgebratenen Kartoffeln verzehrte. Sie nippte nur an ihrem Wein, den ich mit genußvollen Schlucken trank.

Und dann war es Zeit, weiterzufahren, denn Mama erwartete uns zur Teestunde, was bei ihr Punkt fünf Uhr bedeutete.

Je mehr wir uns Aachen näherten, um so nervöser wurde Jinny. »Und wenn ich ihr nun überhaupt nicht gefalle?«

»Nur keine Angst, meine Mutter hat einen untrüglichen Blick für wahre Schönheit«, sagte ich mit dem Ernst und dem Mut des Angetrunkenen.

»Idiot«, sagte Jinny nur und wich geschickt einem Radfahrer aus, auf dessen Gepäckständer viereckige Eierkartons gestapelt waren.

Aachen ist die Stadt der Kirchen und Kneipen und neuerdings auch wunderschöner Bronzebrunnen.

Aber Jinny zog es in eine Kneipe, und so führte ich sie in den ehrwürdigen *Postwagen* am Marktplatz, vor dem Kaiser Karl in der Erbsenschüssel steht, ebenfalls einem Brunnen, aber so nannten wir ihn als Kinder.

Jinny trank zum Mutmachen einen Cognac, ich nur noch ein kleines Bier und danach einen starken schwarzen Kaffee.

So ausgerüstet klingelten wir um Punkt fünf Uhr bei Mama.

Sie öffnete die Tür, und es traf mich wie immer wie ein elektrischer Schlag, wie schön sie war.

Natürlich gab es Fältchen in ihrem Gesicht, und natürlich war ihr Haar inzwischen ganz grau geworden, aber da sie auf zuviel Schminke verzichtete und sich ihre jugendlich leuchtenden Augen bewahrt hatte, wirkte sie eher wie ein junges Mädchen, das sich zu einer Theatervorstellung eine graue Perücke aufgesetzt hat.

Ein Blick zwischen ihr und Jinny, und dann lagen sie sich in den Armen.

Erst dann kam ich dran, wurde gemustert und für gut befunden und kriegte ihr höchstes Kompliment, indem Mama sich auf die

Zehenspitzen stellte und mir übers Haar strich und sagte: »Du siehst genauso aus wie dein Vater.«

Sie verfiel nicht in die übertriebene Geschäftigkeit so vieler Frauen, wenn sie Gäste haben. Sie führte uns in das Wohnzimmer, das sie immer noch ihren Salon nannte.

Und es hatte sich dort nichts verändert; der kleine Teetisch, die zierlichen Stühle darum, vor dem Kamin, den sie mit Liebe hatte einbauen lassen, weil er sie an eine Zeit vor meiner Geburt erinnerte, über die sie allerdings nie sprach.

Es war ein typisch »englischer Tee«, den sie uns servierte, mit winzigen Keksen und winzigen Kanapees, bestrichen mit Kräuterbutter und zartgewürzter Eigelbcreme, mit kleinen Schinkenflecken und kleinen Karos aus geräucherter Forelle.

Das Feuer im Kamin flackerte gerade so, daß mit hereinbrechender Dämmerung nur noch die Kerzen nötig waren, die sie in den schlanken hohen Empireleuchten anzündete.

O ja, Mama hatte alle meine Briefe erhalten, und sie hatte sich Jinny genauso vorgestellt wie sie war.

Mamas Gesicht drückte vollkommene Zufriedenheit aus und eine gewisse Zärtlichkeit, wenn sie Jinny anblickte.

Ich streckte meine Füße dem Feuer entgegen und spürte mit Behagen, wie gut es war, wieder einmal zu Hause zu sein.

Als Jinny sich für einen Moment entschuldigte, um ins Bad zu gehen, sagte Mama: »Ich hätte dir nie zugetraut, daß du ein solches Mädchen finden würdest, Jörgi.«

»Ich bin ja schließlich dein Sohn«, sagte ich, »und du hast ganz schön auf mich aufgepaßt, als ich in den gefährlichen Jahren war.«

Sie schaute mich an, und ich schwöre, sie grinste; da kam die Berliner Göre durch, die sie einst gewesen und die sich gegen alle Widerstände einer stinkbürgerlichen Familie durchgesetzt und Schauspielerin geworden war.

»Danke, Jörgi.«

»Gern geschehen.«  
»Wo werdet ihr denn nun leben?« fragte Mama schließlich.  
»Das steht noch in den Sternen. Ich soll hier eine Nachricht von Sheraman bekommen oder von Westmann.«  
»Und dann?«  
»Ich weiß noch nichts Genaues.«  
»Weißt du«, sagte sie, »wenn ich daran denke, wie du angefangen hast, als Polizist...«  
»Auch das war eine schöne Zeit.«

Ja, es war wirklich eine schöne Zeit gewesen. Damals gab es noch so etwas wie einen gewissen Respekt vor uns, damals, da hießen wir noch nicht Bullen. Damals flogen nur selten Steine, und keiner hieb uns mit einer Eisenstange über die Knie und schickte uns damit für den Rest unseres Lebens in den Rollstuhl.

Ich will damit nicht behaupten, daß etwa alle Kollegen reine Engel waren, aber das Leben war noch nicht so brutalisiert. Damals war noch keiner wegen eines Parkplatzes erschossen worden, und Entführungen waren kriminelle Handlungen, denen man nicht ein politisches Mäntelchen umhing. Noch war kein Kinderwagen in die Fahrbahn des Wagens eines Industriellen gerollt, worauf der Fahrer natürlich stoppte und dann erschossen und der Boß gekidnappt wurde, angeblich einer guten Sache, nämlich einer revolutionären Bewegung und Notwendigkeit wegen.

Und wir hatten noch keine Kollegen, die zu Säufern wurden, weil sie den Druck nicht mehr aushielten, die Prügelknaben der Nation zu sein.

Daß ich vom einfachen Polizisten mit Aufstiegschancen zum Hoteldetektiv wurde, ergab sich wie ganz von selbst.

Abenteuerlust hatte immer in mir gesteckt, Spürsinn wohl auch. Aber darüber hinaus fühlte ich mich in meiner Haut und Uniform

wohl.

Und dann kriegten wir eines Tages die Vermissenmeldung aus dem Pensionat der Fräulein von Ursula.

Es lag bei Kornelimünster.

Es war ein wunderschöner alter Barockbau, und die Sonne schien den ganzen Tag die Mauern noch sonnengelber zu tönen, als sie schon waren.

Ein Mädchen namens Marion Westmann war von dort ausgerissen. Ich wurde hingeschickt und sprach zuerst mit der Leiterin des Internats.

Sie erschien mir beinahe so jung wie ihre Schülerinnen.

Sie trug ein schlichtes blaues Kleid, wie Jinny sie bevorzugt, und ich muß sagen, daß sie noch lange Wochen später durch meine Träume geisterte.

»Marion war eine der liebsten und auch besten Schülerinnen«, sagte Fräulein Hartmann. »Sie war eigentlich ein bißchen zu höflich und zu fügsam, darüber haben wir schon im Lehrerkreis gesprochen. Aber dann sagten wir uns, das ist eben ihre Natur, und nun ist sie verschwunden, ohne irgendeine Nachricht zu hinterlassen.«

»Hat sie Kleidung mitgenommen?«

»Nichts.«

»Geld, Schmuck?«

»Nein.«

»Könnte sie entführt worden sein?«

»Das glaube ich nicht.«

»Wann genau ist sie verschwunden?«

»Vorgestern nach dem Mittagessen.«

»Und Sie haben heute erst Meldung gemacht?«

»Marion hatte ihren Freundinnen erzählt, sie fühle sich nicht wohl. Sie würde ein paar Stunden im Bett bleiben. Normalerweise haben unsere jungen Damen Zweibettzimmer, aber Marions Zimmergenossin war auf Wunsch ihrer Eltern vorzeitig nach Hause zu-

rückgekehrt.«

»Also schlief und wohnte Marion allein?«

»Ja. Sehen Sie, um den hohen Standard unseres Hauses aufrechtzuerhalten, sind unsere Gebühren nicht niedrig. Und wir wählen die jungen Damen sorgsam aus, nach Herkunft und Anlagen.« Fräulein Hartmann errötete. »Wir sind dazu gezwungen, auch wenn wir manchmal gerne anders entscheiden würden. Wir bekommen jedoch keinerlei offizielle Zuwendungen, also müssen wir unsere Schule aus dem finanzieren, was die Eltern unserer Schülerinnen bezahlen können.«

»Darf ich mir Marions Zimmer einmal anschauen?«

»Natürlich.«

Fräulein Hartmann ging mir einen Schritt voraus. Sie hätte als Mannequin arbeiten können, so schlank und graziös war sie.

Marions Zimmer erinnerte mich an eine Puppenstube.

»Sie erlauben, daß ich mich ein wenig in den Schränken und Schubladen umsehe?«

»Natürlich«, sagte Fräulein Hartmann. »Wenn Sie möchten, lasse ich Sie dabei allein.«

»Nein, nein, nicht nötig.«

Ich fand sehr bald, was ich suchte.

Das zerrissene und angekohlte Foto eines jungen Mannes. Es lag in der Nachttischschublade unter ein paar anderen Kleinigkeiten. Da waren eine vertrocknete Rose, zwei Ansichtskarten aus Beirut, die ihr Vater gesandt hatte, ein kleiner Tiegel Rouge, zwei lustige Haarspangen, die wie Schmetterlinge aussahen.

»Darf ich das an mich nehmen?« Ich zeigte Fräulein Hartmann die Schnitzel des Fotos.

»Ja, natürlich«, sagte sie zögernd, »aber Sie glauben doch nicht...«

»Ich glaube, daß Marion diesen jungen Mann kannte. Ich glaube, daß sie möglicherweise wegen ihm ihr Haus verlassen hat.«

»Aber –«

»Es gibt bestimmte Lokale in der Stadt, in denen man solche jungen Männer finden kann. Ich werde mit Kollegen darüber sprechen.«

»Und Sie werden mich benachrichtigen? Schließlich müssen wir die Eltern –«

»Natürlich«, unterbrach ich sie.

Der Vater, Westmann, Direktor eines Hotels in Beirut, eines Hotels der großen Sheraman-Kette.

Der Junge konnte Marion erpreßt haben. Oder er war einfach mit ihr durchgebrannt.

Ich verbrachte eine ziemlich hektische Woche, um dem Jungen auf die Spur zu kommen. Mußte es nach meinen offiziellen Dienststunden tun.

Dann hatte ich ihn. Selber ein Sproß aus guter Familie, aber immer kurzgehalten. Er studierte in Aachen. Marion hatte er im *Apfelbaum* kennengelernt, wohin die Mädchen manchmal gingen – sie hatten freien Ausgang, man hielt sie am langen Zügel. Im Internat wußte man, sie kehrten ja immer wieder in den Hafen der Geborgenheit zurück.

Aber dann hatten wohl beide durchgedreht, zuerst der Junge, Jürgen, dann Marion, und waren einfach abgehauen.

Kollegen fanden sie schließlich in Hamburg in einer der ersten Kommunen, die es damals gab.

Beide jungen Leute kehrten nur zu gern zu ihren Familien zurück. Sie hatten sich das Leben in Freiheit ganz anders vorgestellt.

Aber, und das wurde ihnen sehr bald klar, das Leben hält nur bestimmte Freiheiten für jeden bereit, und die sind nicht dadurch zu erreichen, daß man einfach abhaut. Denn da bauen sich neue Schranken auf.

Westmann kam nach Aachen.

Marion war freiwillig ins Haus der Fräulein von Ursula zurückge-

kehrt. Später, so sagte ihr Vater, solle sie die Hotelfachschule besuchen und noch später als seine rechte Hand arbeiten.

Das hat sie nie getan.

Aber sie hat ihren Jürgen geheiratet, und Westmann dürfte inzwischen Großvater sein.

Nun, Westmann weckte meinen Geschmack für meinen zweiten Beruf – Hoteldetektiv.

Und er war es auch, der mich der Sheraman-Kette vorschlug. Hoffentlich hat er es nicht bereut.

Jinny kam aus dem Badezimmer, platzte mitten in meine Erinnerungen. Sie fiel einfach meiner Mutter um den Hals – samt jinnyblauem Handtuch und jinnyblauer Seife in den Händen, mit Jinnys Monogramm.

Also, kennen Sie vielleicht eine Schwiegermutter, die so viel Fingerspitzengefühl besitzt, sogar an solche Dinge zu denken? Jinnys Eltern, das wußte ich inzwischen, hatten das nie getan. Vor allem ihre Mutter nicht.

Für die Mutter war Jinny ein Kuckucksei, ich würde zwar lieber sagen, ein Paradiesvogel, aber das hätte nicht gestimmt.

Das Mädchen, das so schön war und dazu über einen eisernen Willen verfügte, das sich durchsetzte und die höhere Schule besuchte und auch danach alle Widerstände überwand und im Handumdrehen in einem der größten Hotels in Frankfurt angestellt wurde, am Empfang, ein solches Mädchen paßte nicht in die kleinbürgerliche Familie, in der nur Söhne etwas galten. Aber wer hätte sich schon Jinnys Lächeln entziehen können, ihrer Stimme, die so sanft sein konnte, wie Katzenpfoten, wenn die Krallen, o ja, die hatte sie, eingezogen waren?

Für Jinny war meine Mutter die Mutter, die sie sich immer gewünscht hatte, und für meine Mutter war Jinny die Tochter, die

sie sich immer gewünscht hatte, wäre mein Vater, auf den sie nach all den vielen Jahren immer noch wartete, damals nicht im Krieg geblieben.

Ich ließ die beiden Frauen allein.

Stromerte durch die Stadt, besuchte alte Kneipen, fand alte Freunde, besuchte auch das Polizeipräsidium, fand alte Kumpel.

Ich ließ mir Zeit, viel Zeit.

So vieles gab es zu erzählen, so vieles aufzufrischen.

Ich weiß nicht, wie oft wir an diesem Abend, in dieser Nacht gesagt haben: »Und weißt du noch, und damals, und wie es war...« Schön war es gewesen, und gut war es gewesen, und ich fühlte mich allen so nahe, als gehörte ich noch zu ihnen.

Wir besoffen uns nicht oder schwelgten etwa in bier- oder weinseligen Erinnerungen.

Nein, ganz und gar nicht. Wir tranken Kaffee, wie in alten Zeiten, bevor wir auf Streife gingen, und wir teilten uns Butterbrote, die inzwischen von Ehefrauen, sorgfältig in Alufolie eingepackt, mitgegeben wurden.

Die alten Kollegen bewunderten mein handgenähtes englisches Jackett ohne Neid, sie waren wißbegierig, wie sah es draußen in der Welt aus, in der ich jetzt lebte?

Ich gestehe, diese Welt war manchmal kälter und manchmal trauriger als ihre.

Ich war drauf und dran, Jinny vorzuschlagen, daß wir in Aachen bleiben sollten.

Ich war drauf und dran zu sagen, bescheide dich, Junge, du brauchst kein großes Gehalt.

Ein Freund, Heinrich, rechnete mir genau vor, wie ich es anstellen könnte, zu einem Eigenheim zu kommen, sogar in einer guten Gegend. Mit einem kleinen Teich vor der Tür und Birken

drumherum und ein paar Bänken für alte Leute und einem Kinderspielplatz.

Mann, o Mann, wie gut das klang.

Mann, o Mann, wie ich mich plötzlich danach sehnte.

Aber noch war es nicht soweit.

Noch hatten wir ein paar Jahre Zeit, Jinny und ich. Und ich sagte: »Sei mir nicht böse, Heinrich, aber ich muß mir noch etwas den Wind um die Nase wehen lassen.«

Und er lachte und sagte: »Recht hast du, die Zeit ist nicht unendlich.«

Damit ging ich nach Hause.

Meine Mutter öffnete mir die Tür, ging auf Zehenspitzen in die Küche, und ich roch den vertrauten Duft nach der typischen Aachener Fleischsuppe.

Ich schob, wie früher, Lauch und Sellerie an den Tellerrand. Mama schaute mir lächelnd zu, was sie früher nie getan hatte.

»Jinny wollte nicht ins Hotel«, flüsterte sie. »Jinny schläft schon in deinem Bett.«

Wir schauten uns lange an, dann sagte Mama: »Halte sie gut fest, deine Johanna. Du hast die richtige Wahl getroffen. Laßt euch niemals von dem dummen Gerede verleiten, daß jeder sich selbst wirklichen muß. Denke niemals ich, sondern immer wir.«

Ich gestehe, vor lauter Rührung über so viel Verständnis aß ich sogar Lauch und Sellerie.

Und dann machte ich mich ganz schmal neben Jinny in meinem Bett, sah im Schein der Laterne meine alten, selbstgemalten Bilder an der Wand, von Wüsten, von hohen Bergen von all den Weiten, die ich schon gesehen hatte.

Dann nahm ich Jinny in meine Arme, und wir schliefen, als seien wir nicht zwei, sondern ein Mensch. Und ich erinnere mich, irgend-

wann hörte ich sogar, daß unser Atem eins war.

Am Tag darauf traf Sheramans Brief ein.

Als ich an die Gehälter meiner Kollegen dachte, wurde mir mulmig bei meiner Gehaltserhöhung; ich fand sie unverdient. Ab sofort würde ich – würden wir –, da es unserem Naturell entspräche, wie ›fliegende Holländer‹ für die Sheraman-Kette tätig sein können, wenn wir es wollten.

Jinny sagte: »Wenn du es willst, mache ich mit.«

Mama lächelte und nickte nur.

Ich grinste gewiß dümmlich und sagte: »Na ja, ist wohl Schicksal, wie?«

Die beiden mir liebsten Frauen tauschten einen verständnisvollen Blick. Sie schienen mich besser oder zumindest genauso gut wie ich mich selbst zu kennen.

## **Berlin – meine Traumstadt**

Die Eröffnung eines der schönsten Hotels, die Sheraman besitzen sollte, stand bevor. Und ausgerechnet in Berlin, von dem meine Mutter mir aus ihren ›Glanzjahren‹ als Schauspielerin so viel erzählt hatte; blutjung war sie damals gewesen, und ich konnte mir genau vorstellen, wie sie ausgesehen haben mußte, nach ihrem ersten Engagement – nämlich wie ein Kind, das zum ersten Mal am Christbaum Wunderkerzen sprühen sieht.

Jinny und ich wurden – von der weitentfernten Hand Sheramans

dirigiert – zur Eröffnungsparty eingeladen.

Mit Mutters Hilfe fand Jinny ein traumhaftes weißes Abendkleid, mit blauen Pailletten bestickt.

Und ich tat einen Schritt, der uns normalerweise nicht erlaubt ist; ich telegrafierte an Sheraman, daß ich gern auch meine Mutter mitnehmen würde. Die Antwort kam postwendend: »Wunsch gewährt, beste Grüße an Ihre Mutter und Jinny.«

Vor dem Abflug von Düsseldorf blieb uns noch Zeit, ein Glas Champagner auf uns und Sheraman zu trinken. Mama und Jinny zogen alle Blicke auf sich, der Frauen und erst recht der Männer; sie trugen schlichte Leinenkostüme, aber kostbare Schuhe und Handschuhe, die eben ihren Stil verrieten.

Mama würde zur Eröffnung des Hotels ein schwarzes Abendkleid tragen, und als wir in Berlin angekommen und im neuen Sheraman-Haus unsere Zimmer aufgesucht hatten, seufzte Jinny: »Weißt du, neben deiner Mutter komme ich mir wie eine Maus vor. Du mußt doch unheimlich stolz auf sie sein.«

»Das bin ich auch, Jinnylein«, sagte ich, »und auf dich auch.«

Ich schaute ihr beim Baden zu und beim Anziehen, was ich besonders gern tat. Für mich gab's die Dusche, heißkalt, heißkalt, und dann in den Smoking geworfen.

Wir klopfen an Mamas Zimmertür und hörten eine dünne Stimme: »Ja, bitte?«

Sie lag auf dem Bett, eine Kompresse auf der Stirn, eine auf der Brust, von der wir allerdings nur einen Zipfel sehen konnten, denn sie hatte die Bettdecke fest um sich gezogen.

»Mutter!«

Wir eilten beide zu ihr, hockten uns an ihr Bett.

»Komisch«, sagte sie leise, »der Flug scheint mir nicht bekommen zu sein.«

Jinny faßte nach ihrer Hand.

»Glühendheiß«, wisperte sie.

»Mama, brauchst du einen Arzt?«  
»Nein, nein. Ich habe mir einen Tee bestellt, der hilft immer.«  
»Aber was fehlt dir denn? Du hast Kopfschmerzen, aber warum die Kompresse auf der Brust?«  
»Jörg, ich kriege so schlecht Luft. Ich kann nicht richtig durchatmen. Mir wird übel dabei.«  
Sie sagte es mit dieser dünnen Stimme; sie sprach zwar nie laut, aber jetzt klang sie einfach schwach.  
»Ich lasse den Arzt kommen.«  
»Nein, nein. Geht nur. Der Empfang beginnt doch jetzt. Ihr müßt runter in die Halle. Später ist noch Zeit genug.«  
»Ich lasse dich nicht allein«, sagte Jinny.  
»Doch, Kind, geh mit Jörg. Ich bin auch müde. Vielleicht kann ich jetzt schlafen.« Und sie schloß die Augen.

Die große Empfangshalle war festlich mit herrlichen Gestecken aus violetter und weißer Iris geschmückt. Sechshundert geladene Gäste – darunter unglaublich viele Gesichter, die man vom Fernsehen und aus den bunten Blättern kannte – genossen den Sheramaneigene Champagner, wie es auch von den besten Lagen Frankreichs hauseigene Sheraman-Weine gab.

Das große Büffet – es gab kalte und heiße Speisen – war im hellgrünen Speisesaal aufgebaut.

Jinny und ich mischten uns unter die Gäste, aber wenn sich unsere Blicke trafen, lasen wir in den Augen des anderen unsere Sorge um Mama.

Und dann stand plötzlich Sheraman vor uns, lächelte, und ich schwöre, hinter seinen dunklen Augengläsern lächelte er auch, als er Jinnys Wange küßte.

»Aber Sie beide sind nun doch allein hier?« fragte er.

»Nein, das nicht. Aber meiner Mutter scheint der Flug nicht be-

kommen zu sein.«

»Dann müssen wir den Arzt hinaufschicken.« Er klang wirklich besorgt.

»Überlassen Sie Jinny nur mir«, sagte er, »Sie, Jörg, gehen und kümmern sich um Ihre Mutter. Ich schicke den Arzt sofort.«

So sah ich meine Jinny in den Wogen der Gäste verschwinden, und ich fuhr brav wieder zu Mama hinauf. Es ging ihr deutlich schlechter. Ihre Haut hatte eine Tönung angenommen, die ich nur als grau bezeichnen kann.

Der Arzt, mit roter Nelke im Knopfloch seines Revers, verlor alle Jovialität, untersuchte Mama mit größter Aufmerksamkeit und telefonierte sofort nach einem Krankenwagen.

Mit einer Kopfbewegung bat er mich in den angrenzenden Salon, der zwischen Mamas und unserem Schlafzimmer lag.

»Hat Ihre Mutter Asthma?«

»Nein, nicht daß ich wüßte. Es könnte wohl sein, daß sie es mir verschwiegen hat.«

»Jemals einen Anfall bei ihr erlebt?«

»Nein. Und es sieht mir auch gar nicht nach einem Anfall aus, ich meine –«

»Ist sie herzkrank?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Drogen kommen wohl auch nicht in Frage?«

»Natürlich nicht.«

»Es gibt Drogen, die zum Versagen der Atemwege führen.«

»Ich bin sicher, daß meine Mutter außer Aspirin keine Medikamente nimmt.«

»Gut«, sagte der Arzt, »dann werden wir weitersehen müssen.«

Mama, die sich so auf Berlin gefreut hatte, wurde wenig später auf einer Bahre im Lastenaufzug nach unten befördert, denn natürlich

galt auch hier, niemand sollte durch den Anblick einer kranken Frau in seiner Feststimmung gestört werden.

Ich fuhr mit ihr ins Krankenhaus.

Sie kam sofort auf die Intensivstation. Ich mußte natürlich auf dem Flur warten.

Die Sekunden wurden zu Stunden, die Stunden zu einer Ewigkeit.

Ich hatte Mamas Gesundheit überschätzt, ich hatte mich nie wirklich darum gekümmert, weil sie bei all ihrer Zierlichkeit immer unbeugsam schien, immer guten Mutes war. In ihren Briefen an mich schrieb sie niemals, daß sie krank gewesen sei. Ich faßte aber hundert gute Vorsätze, daß Jinny und ich ihr in Zukunft näher sein wollten, unsere Ferien würden wir von jetzt ab immer mit Mama verbringen, und wann immer sie es wollte, sollte sie uns besuchen können.

Und ich betete für sie.

Schließlich kam ein junger Arzt zu mir. »Es geht ihr besser«, sagte er. »Sie ist aus ihrer Ohnmacht erwacht und möchte Sie sehen.«

Mama lag in einem schmalen Bett, eine Schwester wachte bei ihr.

Ich nahm dunkel ein Sauerstoffgerät wahr, sah, daß eine Infusionsnadel in ihrer linken Ellenbogenbeuge steckte, sah darüber das Infusionsgefäß mit einer farblosen Flüssigkeit in einer Halterung hängen.

Aber eigentlich sah ich nur Mamas Gesicht. Es hatte die bleigraue Tönung verloren, nur unter ihren Augen lagen noch dunkle Schatten.

»Mama«, sagte ich leise.

»Ja, Jörgi.« Sie lächelte, aber sie öffnete die Augen nicht.

»Mama, du wirst wieder ganz gesund, und ich verspreche dir, daß wir dann viel häufiger zusammen sein werden als bisher.«

»Das ist schön, Jörgi.«

Ich küßte ihre Stirn und ihre Hand.

Die Schwester sagte leise: »Bitte, sie braucht noch viel Ruhe.«

»Gute Nacht, Mama.«

»Gute Nacht, Jörgi.«

Im Taxi konnte ich heulen, der Fahrer sagte: »Det Leben is nie leicht, Jungchen.«

Er hatte recht.

Er hatte verdammt noch mal so recht.

Immer dann, wenn man es am vollkommensten währte, immer dann, wenn man einmal wirklich glücklich war, kam sofort die Retourkutsche, die einen in Windeseile dorthin brachte, wo man leiden mußte.

Halle und Speisesaal unseres neuen Hotels waren von fröhlichen und auch lauten Menschen erfüllt. Ich verschwand so unauffällig wie möglich in die Waschräume für Herren und fand einen betagten einarmigen Mann dort vor, der nur einen Blick in mein Gesicht warf und mir dann ein frisches Handtuch reichte, Eau de Cologne, Kamm und Bürste, und schließlich aus dem Silberbecher eines Flachmanns einen kräftigen Schluck Cognac. Ich legte einen Zehnmarkschein auf den weißen Porzellanteller, neben der Wettzeitung.

»Nein, mein Herr«, sagte er, »das kann ich nicht annehmen. Wenn Sie betrunken wären, dann wäre das etwas anderes.«

Ich spürte, wie mir die Schamröte ins Gesicht stieg, hatte ich doch Anteilnahme mit Geld vergelten wollen.

»Entschuldigen Sie meine Dummheit«, sagte ich, »und danke für Ihre Hilfe.«

»Gern geschehen«, sagte er und lächelte mich an.

Inzwischen war auch der Ballsaal geöffnet worden, und die Paare drehten sich im Walzer und zu Foxtrott und Slowfox.

Bei Sheraman gab es keinen Rock.

Ich versuchte vergeblich, Jinny zu entdecken.

In der Bar fand ich sie schließlich mit Sheraman.

Sie tranken Weißwein, natürlich eine Château-Lage. Und sie unterhielten sich so angeregt, daß ich sekundenlang versucht war, mich auf dem Absatz umzudrehen und einfach zu verschwinden.

Nie hatte ein Mädchen, eine Frau, mich eifersüchtig machen können, nur Jinny verstand sich meisterhaft darauf.

Mir lag schon ein brüskes »Komm mit« auf der Zunge, als ich an ihren Tisch trat.

Aber da sprang Jinny auf und legte mir die Arme um den Hals.

»Jörg, was ist mit Mutter?«

»Es geht ihr besser.«

»Wirklich?«

»Ja.«

Jinny fing an zu heulen, aber ich sah, daß es vor Erleichterung war.

Also zog ich mein Taschentuch und gab es ihr, denn Jinny vergaß immer, eins einzustecken.

Sheraman ließ für mich einen Whisky kommen, das heißt, einen Bourbon, Jack Daniels Black Label.

Er wußte also selbst über diesen meinen Lieblingswhisky Bescheid.

Er hörte sich ruhig meinen Bericht über Mutters Krankheitszustand an, schwieg eine Weile und sagte dann, natürlich gedämpft und ruhig, obwohl wir keine fremden Zuhörer zu fürchten brauchten: »Ich muß Ihnen etwas sagen, Jörg. Heute nachmittag, gleich nach meiner Ankunft, zeigten sich bei mir ganz ähnliche Symptome, erst ein eigenartiger Geschmack im Mund, dann Ohrensausen und schließlich Atemnot. Ich hatte mich gerade umgezogen und war auf dem Weg nach draußen, um mir endlich wieder einmal den

Ku'damm anzusehen. An der frischen Luft ging es mir dann rasch besser. Sehen Sie da einen möglichen Zusammenhang?»

Dieses neue Hotel war wie alle anderen der Sheraman-Kette vollklimatisiert, das heißt, die Fenster ließen sich nicht öffnen.

Konnte es an den Farben liegen, die für die Decken verwendet worden waren, an den Holzlackierungen? In einer unserer Fachzeitschriften war vor gar nicht langer Zeit vor bestimmten Farben und Lackstoffen sowie Präparaten zur Holzbehandlung gewarnt worden.

Es war, als fielen mir die berühmten Schuppen von den Augen. Ich berichtete Sheraman davon.

»Was können wir tun, Jörg?»

»Am besten, das Hotel evakuieren und Spezialisten hereinholen. Sie wissen, daß alle unsere heutigen Gäste natürlich frei bei uns logieren.«

»Es sind eine Menge wichtiger Persönlichkeiten darunter. Und wenn einem von denen etwas passiert, oder auch zweien oder dreien ...«

Wir schauten uns bedrückt an, das heißt, Sheramans Augen konnte man wegen der dunklen Brille ja nicht erkennen, aber sein Mund war sehr schmal geworden.

»Wir müssen uns eine Ausrede einfallen lassen«, sagte Jinny.

»Die Leute dürfen nicht in Panik geraten«, sagte ich.

»Natürlich nicht.«

»Wir feiern einfach durch, so lange es geht, und dann müssen genügend Mietwagen bereitstehen, um unsere Gäste nach Hause zu fahren.«

»Aber wir haben auch Auswärtige hier, aus Bonn und Düsseldorf und München«, sagte Sheraman.

»Ich hole die Gästeliste«, sagte Jinny und war schon verschwunden. Es stellte sich heraus, daß es sich um rund fünfzig auswärtige Gäste handelte.

»Wir bringen sie im Kempinski unter«, sagte Sheraman. »Das

übernehme ich.«

»Wir könnten die Aktion damit begründen, daß ein Defekt im Leitungssystem aufgetreten sei und eine ausreichende Wasserversorgung nicht garantiert werden könne. Keiner wird ja wohl nach einer durchtanzten Nacht auf sein Bad oder die Dusche verzichten wollen.«

»Gute Idee«, sagte Sheraman. »Wirklich gut, Jörg. Und ungefährlich.«

Die meisten unserer Gäste waren froh, ihren Champagnerkater nach einer Fahrt in einem bequemen Mietauto zu Hause ausschlafen zu können. Nur ein paar meuterten und meinten, der nächste Tag wäre schon zum Weiterfeiern angebrochen.

Schließlich blieben uns siebenundvierzig auswärtige Herren, die nichts dagegen hatten, im Kempinski statt bei uns zu übernachten. Sie entschlossen sich, sogar noch einen Bummel über den Kudamm zu machen. Ob sie dort leichte Mädchen suchten oder sich bei Kaules Gulaschkanone noch eine kräftige Erbsensuppe einverleiben wollten – jedenfalls zogen sie ab.

Für uns blieb nach der durchwachten Nacht eine Aufgabe, die ihresgleichen suchen mag.

Aber Sheraman hatte wie überall auch hier in Berlin gute Verbindungen, und so zog ein Heer von Chemikern ein, die das Haus vom Dach bis in den Keller untersuchten.

Da Chemie wie auch Mathematik niemals meine Stärke gewesen war, hielt ich mich zurück, aber Jinny blieb ihnen dicht auf den Fersen, und nach etwa sechs Stunden hatten wir das erste und letzte Ergebnis:

Im ganzen Haus waren keine schädlichen Farben oder Holzbeizen verwendet worden, aber man hatte die Zimmer mit einem sehr teuren Teppichboden ganz besonderer Art ausgelegt.

Man konnte darauf Rotwein verschütten, Blut träufeln oder ein ganzes Mittagessen samt Soße und Butter fallen lassen, was ja manchem Zimmerkellner gelingen soll; klares Wasser und ein sauberes Tuch – und man sah von der üblen Bescherung nichts mehr.

Der Teppichboden war also mit einem fleckenabstoßenden Mittel präpariert, das leider, leider nicht genügend getestet war und leider, leider hochgiftig.

Sheraman versagte sich einen Prozeß gegen die Teppichfirma, doch fanden Verhandlungen hinter geschlossenen Türen statt, bei denen ihm Jinny als Schriftführerin assistierte.

Nie mehr würde das Teppichversiegelungsmittel angewendet werden, die noch vorhandenen Bestände der Firma wurden diskret von der Stadtverwaltung beschlagnahmt und ebenso diskret vernichtet.

Nichts von der ganzen Bescherung drang an die Öffentlichkeit.

Aber die Herren der Teppichfirma hatten ihre Lektion erhalten. Sie mußten nicht nur auf ihre Kosten das Haus mit ungefährlichen Teppichböden ausstatten, sondern auch für den finanziellen Verlust, den das Hotel durch das erzwungene Fernbleiben von Gästen erlitt, aufkommen.

Mama wurde nach vier Tagen aus dem Krankenhaus entlassen.

Wir zogen in ein kleines Hotel garni, das sie noch aus ihrer Jugend kannte. Und von ihr mit ihrer wiedergewonnenen Unermüdlichkeit angeführt, erlebten wir ein Berlin, wie sie es gekannt hatte – oder zumindest fast.

Da gab es ein Kabarett, das so frech und lustig war, daß Jinny vom Lachen Bauchschmerzen bekam. Unter Mamas strahlenden Augen genossen wir das Kranzler, genossen wir in einer winzigen Kneipe grüne Bohnen mit Stip, und wieder woanders die berühmte Weiße mit Schuß und das saftigste Eisbein meines Lebens.

Wir gingen ins Theater, sahen Ballett, Oper, Operette und einen

alten avantgardistischen Film, der uns das Grausen gelehrt hätte, wären die Schrecken nicht schon längst in unser aller Leben getreten.

Mama staffierte sich und Jinny mit den schicksten Kleidern aus, die Berlin zu bieten hatte, und mir schenkte sie eine Rarität aus dem siebzehnten Jahrhundert - ›Über den Umgang mit hochwohlgeborenen Damen‹.

Als die Arbeiten in unserem neuen Hause beendet waren, flog Sheraman nach New York. Wir brachten Mama nach Hause, nach Aachen, schliefen wieder in meinem schmalen Jungenbett und erhielten bald darauf die Nachricht von Westmann, wohin wir diesmal geschickt werden sollten.

## Das Hotel in Hongkong

**A**ls Jinny und ich in Hongkong eintrafen, war gerade die Zeit der Taifune vorbei. Es hatte wieder einmal schlimme Erdrutsche gegeben und Verwüstungen, und es gab Hunderttausende oder vielleicht sogar eine Million Obdachlose. Selbst offizielle Stellen vermochten keine genauen Angaben zu machen. Um nicht den Unmut der Behörden zu wecken, wurden alte und gebrechliche Menschen von ihren Familien tunlichst versteckt.

Trotz der Glamourherrlichkeiten Hongkongs und der kaum vorstellbaren Armut in den Elendsquartieren erzeugt diese Stadt in jedem, der sie unbefangen betritt, ein seltsames Hochgefühl - gerade so, als habe man zu einer festlichen Gelegenheit das erste Glas Champagner getrunken.

Für Jinny und mich war die Suite Nummer 9 im *White Pearl* reserviert.

Da stand Champagner eiskalt, da gab es eine Palette mit Hors d'œuvre, ein beinahe weiblich anmutender junger Mann verneigte sich mehrere Male und hieß uns willkommen. Er bat uns, ihn Li zu nennen.

»Alle Wünsche, Sir, alle Wünsche mir sagen. Werden erfüllt, sofort, Madam.«

»Ich brauche ein Bad«, sagte meine Jinny, der man nicht einmal den langen ermüdenden Flug von über zwanzig Stunden ansah.

»Missis, badibady«, sagte Li und verschwand.

Das Bad war so groß wie unser Schlafzimmer. Orchideen aller Farben schmückten die Marmorsimse. Die Wasserhähne waren vergoldet, aber es hätte mich auch nicht gewundert, wären sie aus purem Gold gewesen.

Ich verscheuchte Li und sah Jinny beim Ausziehen zu und wie sie in das grüne Schaumbad glitt und bis zum Kinn darin verschwand.

»Himmlich«, murmelte sie, »gibst du mir noch einen Schluck Champagner, Schatz?«

»Aber gern.« Ich beeilte mich, ihrem Wunsch nachzukommen, und als sie kleine Schlucke trank, kam sie mir wie ein folgsames Kind vor, das seine abendliche Honigmilch trinkt.

»Erzähl mir was Schönes, Lieber«, murmelte sie dann.

»Wir sind hier, um aufzudecken, warum die Ausgaben des Hotels in den letzten Monaten ins Astronomische gestiegen sind.«

»Das findest du schön?« kam es von meiner schläfrigen Jinny.

»Ganz und gar nicht. Und während du dich ausruhst, werde ich mir hier mal den Laden ansehen.«

In der Zentrale des Hotels, die wiederum in einem Stockwerk lag, das nicht mit dem üblichen Gästenaufzug zu erreichen war, sah ich mich einer Reihe von kurzbezopften jungen Chinesinnen gegenüber, die flink nicht etwa Taschenrechner bedienten, sondern kleine

Gestelle mit Drähten, über die sie farbige Holzkugeln mit unglaublicher Geschwindigkeit gleiten ließen, addierten, subtrahierten und die errechneten Summen in ihre Kladden eintrugen. Das ganze System hatte einen bedeutenden Fehler – die Zahlen waren ebenfalls chinesisch.

Jens Börgenson, der Manager des Hotels, hatte mich begleitet, und als ich die Augenbrauen hochzog, um meiner Überraschung stumm Ausdruck zu geben, hob er die Schultern.

»Natürlich könnten wir andere Arbeitskräfte bekommen, die wenigstens eine europäische Sprache verstehen, darin schreiben, lesen und rechnen können, aber die sind zu teuer.«

»Zu teuer für ein Sheraman-Hotel?«

»Ja, Sir.«

»Und wer überträgt die chinesischen Zahlen in arabische Ziffern?«

»Mein Stellvertreter.«

»Und wo ist der jetzt?«

Börgenson probierte ein Grinsen, aber da wurde nicht viel draus. »Er kommt immer abends um sechs und bleibt bis Mitternacht, und morgens liegen mir die Ergebnisse der Einnahmen und Ausgaben vor.«

»Wie schön für Sie.«

Ich hatte keine Zweifel, daß Börgenson irgend etwas mit Absicht falsch machte. Auch Mister Sheraman schien dies anzunehmen. Und wenn es nicht Börgenson war, dann ein anderer.

»Gehen wir doch in mein Büro«, sagte der Manager schnell. »Man weiß nie, wer uns hier doch versteht.«

Sein Büro entsprach dem Luxus des *White Pearl*. Auf lautlosen Filzsohlen tauchte ein chinesischer Diener auf, der uns außer dem obligaten grünen Tee auch Drinks servierte. Ich hielt mich an Perrier.

Börgenson schien den schier unstillbaren Durst der Schweden zu

besitzen, wenn es um Alkohol ging. Allerdings merkte man dies weder seinem glatten rosigen Gesicht an noch seinem Gehabe.

»Die Unkosten des Hotels sind nach unseren Unterlagen in den letzten drei Monaten um rund sechzig Prozent gestiegen«, sagte ich. »Die Zahl der Übernachtungen aber ist zurückgegangen.«

»Wir hatten einen scheußlichen Taifun.«

»Den gibt es jedes Jahr.«

»Aber in diesem war es besonders schlimm. Wir hatten Rohrbrüche, und vor allem, das gesamte elektrische Netz brach zusammen. Wir mußten auf die Aggregate zurückgreifen, die leider nicht den heutigen Normen entsprechen, also unwirtschaftlich sind.«

»Wie lange?«

»Nun, etwa anderthalb Monate lang. Hinzu kommen die gestiegenen Löhne und die allgemeinen Preiserhöhungen. Und wir sind nicht das einzige Luxushotel in der Stadt.«

»Die Löhne steigen überall«, sagte ich, »und überall schießen auch Luxushotels aus dem Boden oder solche, die sich dafür halten.«

»Wir halten unseren Standard, Mister Helm«, sagte Börgenson steif. »Man erwartet bei uns die beste Küche Hongkongs.«

»Davon bin ich überzeugt.«

»Also?«

»Ich möchte heute abend alle Unterlagen über Aus- und Einnahmen des Hotels sehen.«

»Hier?«

»Nein, in meinem Zimmer.«

»Aber Sir, Sie sind nicht allein.«

»Meine Frau wird das verstehen. Sie weiß, in welcher Eigenschaft ich hier bin.«

»Ja, man hat mir Sie als den Mann in der Not angekündigt.«

Ich schaute zu, wie er sich einen doppelten Wodka ingoß und ebenso schnell trank.

»Börgenson, was verschweigen Sie?« fragte ich so ruhig, wie ich es vermochte.

»Was meinen Sie?«

»Irgend etwas im Hotel stimmt nicht, und Sie wissen das ebenso gut wie ich.«

»Ich tue nur meine Pflicht«, sagte Börgenson.

»Davon bin ich überzeugt. Aber könnte es nicht sein, daß jemand Ihr Pflichtbewußtsein ausnützt?«

Er goß sich noch einen doppelten Wodka ein.

Und trank ihn.

»Börgenson, bitte, Sie könnten sich und mir unsere Aufgabe ganz gewiß erleichtern.«

»Ich verstehe Sie nicht.«

»Sie sind schon sehr lange in Hongkong. Sie leben mit einer Chinesin zusammen. Man sagt, die Chinesinnen sind schöner, wenn sie schön sind, als alle Frauen dieser Welt. Und auch klüger. Sie kommen geradewegs aus dem Paradies der Gelben Quellen.«

»Meine Frau ist schön«, sagte er und gab damit zu, daß er sie geheiratet hatte. »Aber sie hat nichts mit dem Hotel zu tun. Selbst wenn ich sie bitte, mit zu einem Empfang zu kommen, bleibt sie dem Hotel fern.«

»Alle Frauen lenken ihre Männer«, sagte ich und dachte an Jinny, die mir manchmal wie eine Zauberin erschien. Sie erriet meine Wünsche, sie erriet aber auch meine Abneigungen.

»Also, wollen Sie mir die Unterlagen aushändigen?« fragte ich.

»Ja«, sagte Börgenson. Es klang, als habe er nicht die geringsten Vorbehalte.

Mit drei dicken Aktenordnern kehrte ich in unsere Suite zurück. Jinny las den neuen Stephen King, hingekuschelt auf die pflaumenfarbene Couch in unserem Salon.

Ich küßte sie und verspürte überhaupt keine Lust mehr auf die Arbeit, die mir bevorstand.

Aber Jinny sagte: »Eine Thermoskanne Kaffee steht auf deinem Schreibtisch.«

Und so setzte ich mich brav an den Schreibtisch und ging die Aktenordner durch.

Auf den ersten Blick schien alles in bester Ordnung.

Auf den zweiten und dritten Blick entdeckte ich unglaublich hohe Rechnungen für Reis und Fleisch. Auf den vierten ebenfalls unglaublich hohe Rechnungen für Hotelwäsche.

Selbst wenn man annahm, das Hotel wäre ständig voll besetzt gewesen, hätten diese Summen nicht zustande kommen können.

Ich fragte Jinny um Rat.

Sie krauste ihre glatte Stirn, was, Gott sei Dank, noch keine Fältchen hinterließ.

»Reis, Fleisch, Wäsche – und hast du Gemüse schon nachgeprüft?«

Ich tat es eilends.

Auch da waren die ausgegebenen Summen weit überhöht.

»Alkohol?«

»Normal«, stellte ich fest.

»Zigaretten?«

»Wahnwitzig hoch.«

Jinny machte ihre Augen so geheimnisvoll wie eine siamesische Katze.

»Chinesen essen gerne Fleisch, vor allem Schweinefleisch, das gleiche gilt für Gemüse. Sie sind auch sehr reinlich, und sie rauchen gern. Was ist mit den Rechnungen über Bier?«

»Ebenfalls riesig.«

»Also halten sich mehr Chinesen im Hotel auf, als es normal wäre.«

»Aber wo?«

»Im Keller«, sagte Jinny einfach.

»Du meinst –«

»Flüchtlinge«, sagte sie. »Von den Leuten auf den Booten oder auch vom Festland.«

»Aber wieso?«

»Jörg, es ist doch ganz einfach. Der letzte Taifun hat ganz hart zugeschlagen. Viele der Boatpeople sind obdachlos geworden. Dazu kommen täglich Dutzende von Chinesen über die Grenze von Rotchina, und der Mister Börgenson hat eine chinesische Frau. Es gibt zwei Arten von Familien, die wie Pech und Schwefel zusammenhalten, das sind die italienischen und die chinesischen. Ich habe es einmal in Rom erlebt. Da wohnten sage und schreibe sechsunddreißig Personen in einem einzigen Zimmer, ernährt von unserem Portier.«

»Aber wenn es so ist, daß sie vor dem Taifun geflüchtet sind und aus Rotchina, dann können wir sie doch nicht raussetzen?«

Jinny schaute mich mit ihren sehr blauen und sehr klaren Augen an.

»Jörg«, sagte sie schließlich, »du wirst feststellen, daß dieses Hotel vollkommen überfüllt ist mit Angestellten. Unserem europäischen Auge fällt es ja zu Anfang schwer, sie auseinanderzuhalten, aber ich habe zufällig ein Gehör für Stimmen. Während du bei Börgenson warst, kamen drei verschiedene Li's auf mein Läuten hin. Das kann kein Hotel verkraften. Und wir tun den Leuten auch keinen Gefallen damit, sie werden hier nur knapp am Leben erhalten. Sie bekommen ihre Schale Reis und Gemüse und Fleisch. Aber wie lange? Wenn du dem kein Ende machst, wird es jemand anderes tun, und zwar viel drastischer. Er wird die armen Menschen einfach rauswerfen.«

Eine halbe Stunde später traf ich noch einmal mit Börgenson in

seinem Büro zusammen.

Er gab zu, die Flüchtlinge auf Bitten seiner Frau im Hotel aufgenommen und beköstigt zu haben. Wie es weitergehen sollte, wußte er jedoch nicht.

»Sie müssen sich alle melden«, sagte ich, »wir werden sie dabei unterstützen. Ich meine, wir werden die Leute wirklich nicht im Stich lassen. Und ich bin sicher, man wird Arbeit für sie alle finden. Und vor allem Unterkunft.«

»Eine gute Idee«, sagte Börgenson und umklammerte meine Hände. »Eine wirklich humane Idee.«

Aber leider stellte sich heraus, daß noch in derselben Nacht achtzig Prozent der Flüchtlinge sich verflüchtigten.

Nur zwanzig Prozent blieben zurück, darauf vertrauend, daß wir ihnen helfen würden.

Jinny - allen voran - fand Arbeitsplätze für sie. Jinny - allen voran - fand Quartiere.

Am Tage unserer Abreise aus Hongkong fanden wir auf dem Kopfkissen von Jinny eine Jadeskulptur; es war ein lächelnder Buddha, der in jedem Arm ein Kind hielt.

Wir besitzen ihn noch heute. Und manchmal bekommt Jinny ganz träumerische Augen, denn seither sind wir - bisher - nie wieder in Hongkong gewesen.

## Golden Globe

**W**eder Jinny noch ich waren bisher in Amerika gewesen. Wir hatten natürlich eine Menge darüber gelesen, auf eng-

lisch, versteht sich, und wir hatten auch eine Menge amerikanischer Filme gesehen.

Dennoch deckten wir uns mit Straßenkarten und jeder Menge Reiseführer ein.

Und wir genossen den Flug über den Atlantik in vollen Zügen, während wir uns an den vortrefflichen Speisen und Weinen der ersten Klasse labten.

»Wall Street«, sagte Jinny träumerisch, »die Börse. Stell dir bloß vor, da kann man in einem Tag ein Millionenvermögen machen.«

»Und es auch wieder verlieren«, sagte ich.

»Sei doch nicht so prosaisch. Stell dir doch bloß mal vor, wir machten eine Million oder auch zwei.«

»Und was soll ich dann tun, den Frührentner spielen?«

»Die New Yorker Börse ist das größte Spielkasino der Welt, schreibt hier einer im Wall Street Journal, der es wissen müßte.«

»Ich habe einmal in Beirut gespielt und meine Ersparnisse von einem halben Jahr verloren.«

»Trotzdem darf ich doch wenigstens träumen, oder?«

»Natürlich, Jinny, mein Schatz!«

Sie lehnte ihren Kopf an meine Schulter, und mir war, als hörte ich sie in ihrem Traum schnurren wie eine satte Katze.

Es ist schon sonderbar, wenn man auf dem New Yorker Flughafen ankommt, von einem Cadillac mit dem Wahrzeichen Sheramans abgeholt und über den Highway nach Manhattan gefahren wird. Zuerst geht es nämlich Meile um Meile zwischen Friedhöfen entlang, auf mich wirkte das etwas deprimierend, Jinny wachte erst auf, als wir uns schon dem Hotel näherten, am Central Park, gar nicht weit vom berühmten *Plaza* entfernt.

Aber das Sheraman-Hotel *Golden Globe* konnte sich ebenso sehen lassen wie das *Plaza*; mit seiner violettweiß gestreiften Markise über

dem Eingang, den Portiers, den Pagen, alle in Sheramans Lieblingsfarbe violett, und schließlich unsere Suite – ein Luxus, der, sollte ich ihn im einzelnen beschreiben, mehrere Seiten füllen würde. Nur soviel sei gesagt: Das ganze Zimmer war mit Moosrosen in allen Farben geschmückt, die Jinny nun einmal am liebsten hatte.

Und sogar das Badezimmer!

»Jinnykind«, sagte ich und schaute ihr ernst in die Augen, »bist du auch wirklich brav gewesen, als ich dich in Kapstadt bei Sherman lassen mußte?«

Ihre Augen begannen zu funkeln, und ich sah, daß sie zornig war.

»Wenn du mir so etwas zutraust, warum hast du mich dann überhaupt geheiratet, Jörg Helm?«

Zur Besänftigung wollte ich sie in die Arme nehmen, aber sie stieß mich zurück.

»Wir wollen das ein für allemal heute klarstellen, Jörg«, sagte sie, »Sheraman ist charmant, er ist äußerst gebildet und äußerst großzügig, und wenn es dich nicht gegeben hätte, wäre es vielleicht, vielleicht möglich gewesen, daß ich mich in ihn verliebt hätte. So aber hat er mich behandelt wie ein Vater, der seine Tochter nicht verhätschelt und verwöhnt, sondern wie ein Vater, der seine Tochter lieb hat. Und das ist alles. Ein für allemal, alles!«

Mich muß der Teufel geritten haben, denn ich sagte: »Aja, wenn das so ist, womöglich setzt er dich dann eines Tages als seine Erbin ein?«

Und schon holte Jinny aus und gab mir eine Ohrfeige.

Die hatte ich verdient, dennoch drehte ich mich beleidigt um und stapfte ins Bad und schloß hinter mir ab.

Jinnys kleine Handspur zeichnete sich deutlich auf meiner Wange ab.

»Willkommen in New York, du Idiot«, sagte ich zu mir selbst.

Ich lauschte, hörte, wie Jinny unsere Koffer auspackte, und dazwischen hörte ich immer wieder ein Schnupfen; na also, der Handaus-

rutscher tat ihr schon leid.

Aber ich überließ sie noch eine Weile sich selbst, und dann trat ich mit stählernem Gesicht, vorher gut geprobt, in den kleinen Salon, wo sie sich vor dem Kaminfeuer hingekauert hatte.

»Entschuldige, Jinnylein«, sagte ich, »du hast eben einen Trottel geheiratet.«

»Das ist nicht wahr«, sagte meine streitlustige Jinny, »das würde ich niemals tun! Einen Trottel heiraten, meine ich. Dann könnte ich mir selbst ja nicht mehr in die Augen sehen.«

»Dann bin ich eben nur eifersüchtig.«

»Ja! Aber was mich so wütend macht, ohne Grund. Meinst du, ich hätte nicht bemerkt, wie du damals im Schloßhotel die Mannequins beügt hast?«

»Aber Jinny, keine war so schön wie du.«

»Dann hast du Knöpfe auf den Augen.«

»Aus lauter Liebe.«

»Ach, Jörg«, seufzte sie und streckte eine Hand nach mir aus. Ich legte mich neben sie auf den Bauch und küßte sie auf die Nasenspitze.

Dabei blieb es natürlich nicht, und Jinny sagte schließlich: »Du mußt noch runter in die Direktion. Aber mach es so kurz wie möglich.«

Das *Golden Globe* wurde von einer Frau geleitet, die mich bat, sie Lydia zu nennen. Sie mochte um die Fünzig sein oder auch Sechzig, und sie war in einer Weise gekleidet und zurechtgemacht, daß es mir den Atem verschlug. Perlgraues Kostüm, hochgeschlossene Bluse in blassem Lavendel, das weiße Haar, ebenfalls mit einem Hauch von Lavendel, lag dezent gewellt um ihr Gesicht. Sehr hohe Stirn, nur ahnbares Make-up. Ihre Augen, grau wie ihr Kostüm, musterten mich sehr rasch, aber ich bin sicher, ebenso genau.

»Nun, Jörg, Mister Sheraman hat Wunder von ihnen berichtet.«  
Sie sprach leise, aber jedes Wort war wohl akzentuiert.

Ich wehrte ihr Lob mit einer Handbewegung ab.

»Nehmen Sie einen Sherry mit mir?«

»Danke, gern«, sagte ich, obwohl ich im Dienst ungern Alkohol trinke.

Sie ging nicht einfach, sie schritt zu einem kleinen Barfach, das in die Rosenholztäfelung ihres Büros eingelassen war. Übrigens, von hier oben hatte man einen grandiosen Blick über ganz Manhattan.

Sherry in kleinen Muranogläsern, ich hatte Angst, meines zu zerbrechen. In der Nähe dieser Frau mußte man sich als Mann einfach tolpatschig vorkommen. Vielleicht waren die Frauen doch das stärkere Geschlecht.

»Sie werden gleich meine engsten Mitarbeiter kennenlernen«, sagte Lydia. »Aber ich wollte vorher unser Problem ganz allein mit ihnen erörtern.«

Sie lud mich zum Sitzen auf der Couch ein, setzte sich ans andere Ende der drei Meter Polster und drehte sich so, daß sie mich ansehen konnte.

»Sie wissen, daß dieses Haus eines der ältesten unserer Kette ist, sozusagen das Stammhaus. Außer den üblichen Dingen, kleinere Diebstähle, hin und wieder auch mal kleinere Betrügereien, haben wir eigentlich nie Probleme gehabt.

Nun geschah vor vier Tagen etwas sehr Bedrückendes, ja Entsetzliches. Unser zweiter Manager des Hauses, George, mit dessen Familie ich seit Jahren befreundet bin, verlor seine Frau.

Joana kam ins Hotel, wir tranken einen Tee zusammen, dann wollte sie George abholen, da die beiden an jenem Abend Karten für MY GIRL hatten. Georges Büro liegt zwei Etagen unter dem meinen. Aber Joana kam nie dort an. Als George bemerkte, wie spät es schon war und Joana noch nicht bei ihm, um ihn abzuholen, rief er zu Hause an und erfuhr vom Kindermädchen, daß Joana

schon seit mehreren Stunden das Haus verlassen und erwähnt hatte, sie wolle auch mich kurz besuchen.

Also rief George mich an, und ich mußte ihm sagen, daß Joana bei mir gewesen, aber schon vor mehr als anderthalb Stunden zu ihm hinuntergefahren war oder es jedenfalls tun wollte.

Zwischen Joana und George stimmte es seit einiger Zeit nicht mehr so, wie es in einer guten Ehe sein sollte, ihr ältester Sohn machte ihnen große Sorgen. Aber Joana hatte mir noch strahlend erzählt, daß der Junge langsam einsichtig würde und daher auch George und sie sich wieder besser verstünden.

George kam also zu mir herauf, und wir fragten zuerst in der Halle nach, ob Joana das Hotel um die fragliche Zeit, als sie von mir fortging, verlassen habe. Aber niemand hatte sie gesehen.

Auch die Liftführer hatten sie wohl zu mir herauffahren, aber nicht herunterkommen sehen.

Einer von ihnen kam auf die Idee, Joana habe vielleicht die Treppe benutzt, weil es zu einer Stunde war, wo die Aufzüge ständig überlastet sind, Cocktailstunde und so weiter. Meinen Aufzug hatte sie nicht benutzt, denn er war wegen der jährlichen Inspektion an diesem Tage außer Betrieb.

Also blieben nur die Treppen.

Und dort fanden wir Joana. Tot. Erstochen.«

»Haben Sie die Polizei eingeschaltet?«

»Natürlich. Sofort.«

»Irgendwelche Ergebnisse?«

»Nicht die geringsten. Die Mordwaffe wurde nicht gefunden, keine Fingerabdrücke. Joana war nicht – war nicht mißbraucht worden. Ihre Handtasche nicht entwendet. Sie trug noch ihren Schmuck.«

»Kann ich mit dem Beamten sprechen, der mit dieser Sache beauftragt ist?«

»Natürlich. Ich habe ihn ebenfalls hierhergebeten.« Lydia schaute auf ihre Armbanduhr. »Die Herren müßten in etwa einer halben

Stunde hier sein. – Noch einen Sherry?»

»Nein, danke, Lydia.«

»Einen Tee vielleicht?«

»Ja, gern.«

Aus dem Barfach zauberte sie auch einen Tee, Earl Grey, wie ich ihn am liebsten nachmittags trinke. Aber diesmal beruhigte er mich nicht.

Ich hatte noch nie einen Mordfall zu lösen gehabt, und mir war ziemlich mulmig. Ich traute es mir einfach nicht zu.

»Es gibt noch etwas ...« Lydia schaute mich, wie mir schien, prüfend an. »Seit einiger Zeit verschwinden ziemlich große Geldbeträge aus unserem Tresorraum. Wir haben neue und modernste Sicherheitsmaßnahmen ergriffen, aber das Geld verschwindet, als löse es sich in Luft auf. Kein Geld, kein Dieb. Nichts. Nicht die geringste Spur. Ja, und noch etwas – Joana wurde nicht rücklings erstochen, sondern von vorne, sie muß also ihren Mörder gesehen haben.«

Die leitenden Herren des Hotels bis hinunter zum Chefkassierer und Chefportier trafen ein, natürlich auch George, dem jeder Arzt noch einen weiteren Tag Arbeit verboten hätte, bis er sich wieder in den Griff bekam. Seine Hände zitterten, seine Augen flackerten, um seinen Mund zuckte es unentwegt, selbst wenn er die Lippen fest zusammenpreßte.

Auch der Kommissar kam mit einem Kollegen. Der Kommissar war ein kleiner, schwächlich wirkender Mann, aber jedes der wenigen Worte, die er sagte, war so präzise, als habe er es gerade jetzt und für diese Gelegenheit erfunden. Ich würde eng mit ihm zusammenarbeiten; allerdings, wenn und falls wir uns im Hotel begegneten, ich meine in jenen vielen Räumlichkeiten, die für das Wohlbefinden der Gäste bestimmt sind, würden wir uns nicht einmal mit einem Blick verständigen, geschweige einander begrüßen.

Die Sitzung hatte bis gegen Mitternacht gedauert. Viel war nicht dabei herausgekommen, außer den Fakten: Die Frau eines leitenden Direktors des *Golden Globe* war ermordet worden, aus dem Tresorraum wurde Geld entwendet.

»Ich erzähle dir lieber morgen alles auf einem Spaziergang«, sagte ich zu Jinny. Sie brachte mir einen Bourbon Jack Daniels Black Label, den ich dankbar genoß.

»So schlimm?« fragte sie leise.

»Noch schlimmer«, sagte ich.

»Willst du nicht jetzt noch etwas an die frische Luft? Schau doch mal, es ist Vollmond, und wir könnten doch im Park spazieren gehen.«

»Nicht im Central Park, Jinny, das weißt du doch, ganz bestimmt nicht bei Nacht.«

Sie kuschelte sich neben mich und legte ihre Wange an meine Knie. Wir schauten beide ins Kaminfeuer, das noch leise flackerte.

Am nächsten Morgen machten wir unseren Spaziergang im Central Park. Selbst da war ich froh, daß ich darauf bestanden hatte, daß Jinny Schuhe mit flachen Absätzen trug, falls wir mal ganz schnell laufen müßten.

Dabei sieht alles so friedlich aus.

Und doch gibt es hier selbst am Tage Überfälle. Wozu wären sonst die berittenen Wächter da?

Aber es geschah nichts, und ich erzählte Jinny, was sich in unserem Hotel ereignet hatte.

Sie blieb lange still, dann fragte sie: »Hast du dir diesen George genau angesehen?«

»Natürlich.«

»Und?«

»Er steht noch immer unter Schock, aber er will arbeiten. Er hat

Lydia gesagt, sonst dreht er durch. Also beläßt sie ihn auf seinem Posten.«

»Und sein Sohn, was hat der für ein Problem?«

»Drogen, nehme ich an. Wie so viele junge Leute heute.«

»Könnte da eine Verbindung sein? Wenn der Junge Drogen nimmt, braucht er Geld. Und wenn sein Vater –«

»Nein, George hat mit dem Tresorraum nicht das geringste zu tun«, unterbrach ich sie.

»Aber es könnte doch sein, daß er über die neuen Maßnahmen, von denen Lydia sprach, informiert ist. Schließlich ist er der zweite Manager des Hotels.«

»Jinny, ein solcher Mann setzt doch nicht sein Ansehen, seine Position und vielleicht sogar sein Leben aufs Spiel.«

Aber ich muß gestehen, der Gedanke nagte an mir, ließ mich nicht los. Ja, Joana und George hatten in letzter Zeit oft Streit gehabt, immer war es um den Jungen gegangen, immer um den ältesten Sohn. Ich wollte Vater und Sohn einmal so genau wie möglich unter die Lupe nehmen.

Bei George war es sehr einfach. Ich fuhr mit ihm im Aufzug runter und stolperte so unglücklich, daß ich gegen ihn flog. Ihm flog dabei seine Attachetasche aus der Hand und platzte auf; aber darin waren nur Papiere, Arbeit, die er wohl mit nach Hause nehmen wollte.

Ich entschuldigte mich höflichst, er nahm die Entschuldigung höflichst an.

Wir gaben natürlich beide nicht zu erkennen, daß wir uns kannten.

Bei seinem Sohn, George zwei, war es ebenfalls nicht allzu schwer, ihn zu überwachen. Er verließ das Apartment seiner Eltern eigentlich nur, um an die Ecke ins *Borsalino* zu gehen und riesige Mengen Spaghetti in sich hineinzuschlingen. Er trank ein einziges Glas Wein dazu, nie mehr. Er bezahlte immer bar und ging wieder nach Hause.

Wir kamen einfach nicht weiter, weder die Polizei mit der Klärung des Mordfalles noch ich mit der Aufklärung, wo und wie genau das Geld – immer noch mit schöner Unregelmäßigkeit – aus dem Tresorraum verschwand.

Und dann kam der Abend, an dem Jinny und ich im *Golden-Globe*-Raum speisten. Das *Golden Globe* hat seinen Namen von einem goldenen Globus, der sich unter der hohen blauen Decke unablässig dreht, wie die Erde. Wie alle Tische in den Sheraman-Hotels waren auch diese hier mit Blumen geschmückt. Allerdings unterschieden sie sich von den üblichen – sie waren allesamt aus feiner Seide gefertigt, wie ich sie in der Werkstatt eines alten Chinesen in Hongkong gesehen hatte. Sie waren in den zartesten Farben gehalten, nur hier und da mischte sich eine goldene Rose dazwischen, was Jinny ausgesprochen geschmacklos fand.

Auf unserem Tisch stand keine goldene Rose.

An den anderen Tischen, wo eine stand, nahmen offensichtlich gut betuchte Herren mit ihren Begleiterinnen Platz.

»Komisch«, sagte Jinny nach einer Weile, »statt einem der Mädchen so eine goldene Rose zu überreichen, steckt der da drüben, vierter Tisch von links, sie sich ins Knopfloch.«

Wir dehnten unser Essen noch mit Crêpe Suzette aus und nahmen zum Kaffee einen sehr alten Armagnac.

Die goldenen Rosen waren inzwischen von allen Tischen verschwunden, bis von einem, der noch nicht besetzt war; natürlich kam es vor, daß Gäste auch erst nach dem Theater hier speisten.

»Entschuldigt du mich einen Moment?« Jinny lächelte lieb.

»Natürlich.«

Ich widmete mich meinem Armagnac und meinen Gedanken. Zum ersten Mal in meiner Laufbahn hatte ich das Gefühl, ein Versager zu sein.

Jinny kam zurück und sagte: »Jörgi, sei mir nicht böse, aber ich bin mit einemmal so müde.« Sie gähnte diskret, der Maître d' legte mir die Rechnung vor, ich zeichnete sie ab.

Jinny und ich durchquerten die Halle und fuhren hinauf in unsere Suite.

Jinny knipste das Licht im Bad an, ließ die Tür offen und winkte mir. Und legte dann den Finger auf die Lippen.

Aus dem weiten Ärmel ihres Kleides, der am Handgelenk mit einem Bündchen und einem Perlknopf verschlossen war, zog sie die goldene Rose des noch nicht besetzten Tisches aus dem Speisesaal.

Ich schnaubte nur, weil mir ja Reden verboten war.

Jinny zog ein paar hauchdünne Nylonfäden, rieb an den Rosenblättern herum, und was kam zum Vorschein – eine Hundertdollar-note.

Jinny drückte die Wasserspülung und flüsterte: »Zumindest wissen wir jetzt, wie das Geld aus dem Haus geschafft wird.«

Am nächsten Tag liefen wir beinahe drei Stunden im Central-Park spazieren.

Also, das Geld wurde im Tresorraum gestohlen, aber wer verwandelte es in goldene Rosen?

Und wann wurden sie in die Seidenblumensträuße gesteckt und für wen?

Wir beschlossen fürs erste, den *Golden-Globe*-Raum möglichst häu-

fig aufzusuchen. Das wiederum durfte nicht auffallen.

Den Maître d' ließ ich mit einem Augenzwinkern wissen, meine Frau habe ein Faible für Berühmtheiten, die sie sonst nur in Filmen oder auf der Bühne bewundern konnte. Auch hielt ich das Trinkgeld gerade immer so hoch, daß es ihm schmeicheln, ihn jedoch nicht mißtrauisch machen konnte.

Nun, die Herren, die sich goldene Rosen ins Knopfloch ihrer maßgeschneiderten Anzüge steckten, wechselten ständig.

Unsere wilde Vermutung, daß sie einer Mafia-Familie zugehörten, wurde durch ihr zu unterschiedliches Verhalten widerlegt.

Inzwischen hielt ich engen Kontakt mit Lydia und ließ mir immer wieder und immer wieder von George erzählen.

»Aber Sie können ihn gar nicht verdächtigen«, sagte sie, »er gehört seit zweiundzwanzig Jahren zu unserem Haus. Ich würde mir eher selbst einen Diebstahl zutrauen als ihm.«

Ich fand heraus, daß er beinahe jeden Abend und erst recht jetzt, nach dem gewaltsamen Tod seiner Frau, sein Arbeitszimmer als letzter der leitenden Angestellten verließ.

Ich durchsuchte, wenn auch nur mit knapper Billigung Lydias, sein Büro. Doch ich fand nichts, aber auch gar nichts, was mir in irgendeiner Weise weitergeholfen hätte.

Bei meinem Abstieg in die niedrigen Gefilde des Hotels, wo sich die Heizungsanlage, Klimaanlage und vor allem riesige Vorratsräume befanden, entdeckte ich etwas, was mich verblüffte. Hier unten, als Wächter über die diversen Anlagen, arbeitete Georges Sohn. Ich tat, als hätte ich - als Gast - mich einfach um einige Etagen verirrt, ließ ihn aber mein Interesse an seiner verantwortsvollen Arbeit spüren, denn schließlich, so sagte ich ihm, würde hier unten etwas

schieflaufen, bekäme es das ganze Hotel zu spüren.

Er grinste jugenhaft und sagte: »Von hier aus könnte man den ganzen Kasten in die Luft sprengen. Klasse, was?«

»Und wie würde so etwas passieren können?«

»Ein geschickter Kurzschuß – und paff!« Er grinste auf eine so liebenswürdige Weise, als habe er mir gerade ein großes Geschenk gemacht.

Der Junge wirkte so harmlos, als wäre er geradewegs aus einem anderen Land gekommen, in dem es keine Diebstähle, keine Morde, eben überhaupt keine Verbrechen gab. Er wirkte auch keineswegs so wie jemand, der kifft oder fixt.

Ich erzählte ihm, daß ich Ingenieur sei und mich für alles Technische interessierte, und er zeigte mir stolz einige Dinge, von denen wir bis dahin in Europa nur träumen konnten.

Er bat mich schließlich, ihn einfach Kim zu nennen. »Wissen Sie, so hat meine Mutter mich immer genannt.«

»Und Ihr Vater?«

Sein Gesicht verschloß sich. »Der sitzt auf der Chefetage.«

»Hier, im selben Haus?«

»Sie werden ihn kaum zu Gesicht kriegen. Lohnt sich auch nicht.«

Ich lenkte ab, indem ich vor einer Tür stehenblieb, auf der – natürlich in Englisch – stand: ›Treten Sie nicht ein ohne entsprechende Vorsichtsmaßnahmen‹.

»Was ist denn das?« fragte ich.

»Ach das«, Kim zuckte die Schultern, »eine Kammer für Notfälle.«

»Notfälle?«

»Wenn die Chefs in der Küche nicht mit einem besonders starken Gästeandrang gerechnet haben. Da drin sind zwei Kammern, eine, die in Sekundenschnelle alles einfriert, und eine andere, die in Sekundenschnelle alles auftaut.«

»Toll«, sagte ich.

Er schaute auf seine Armbanduhr, es war ein billiges Ding, wie

man es bei jedem Straßenhändler in Manhattan erstehen kann und bei dem man froh sein muß, wenn es wenigstens den ersten Tag läuft.

»Werde jetzt abgelöst. Soll ich Sie mit nach oben nehmen?«

»Ja, gern«, sagte ich, »und wenn Sie mal Lust auf einen Drink hätten ...«

»Ich trinke nicht«, sagte er.

»Dann auf einen Kaffee?«

»He, Mister, Sie sind doch Gast im Hotel, und ich bin bloß ein Angestellter!«

Plötzlich waren seine Augen sehr wachsam.

»Ich mag einfach junge Leute, denen ihre Arbeit noch Spaß macht.«

»Für mich ist das nur ein Job«, sagte er.

Der Aufzug trug uns drei Stockwerke hoch, also auch an dem vorbei, auf dem der Tresorraum lag.

»Etwas ist mir aufgefallen«, sagte ich, »Sie lagern überhaupt keine Blumen.«

»Nee«, sagte er zum Abschied, »nee, das tun wir nicht. Die kriegen wir immer frisch.«

Ich berichtete Jinny von dieser Begegnung bei unserem nächsten Spaziergang im Central Park.

»Er haßt also seinen Vater«, sagte sie. »Und er hat mit dem Aufzug Zugang zum Tresorraum.«

»Nicht direkt«, wandte ich ein.

»Aber er kann auf dieser Etage anhalten.«

»Ja, das kann er.«

Von oben nach unten und von unten nach oben wurden Behältnisse der verschiedensten Arten befördert, war es da nicht denkbar, daß, wenn man es so wollte und so einrichtete, ein oder zwei

der grauen Stahlkästen mit dem Bargeld des Hotels während der Nacht gegen andere ausgetauscht wurden?

Man mußte dafür natürlich Helfer haben, ein Junge allein konnte das nicht bewerkstelligen.

Aber wen lockte nicht in einer Stadt wie New York Geld?

Jinny hatte gesagt: »Schön ist es hier, aufregend, aber alles schreit nach Geld, Geld, Geld. Wenn du keines hast, bist du elendig verloren.«

Es fand noch einmal eine Konferenz bei Lydia statt. Diesmal waren nur Lydia, der Kommissar, der den Tod von Georges Frau aufklären sollte, und ich anwesend.

Lydia war äußerst überrascht, daß Georges Sohn im Hause arbeitete. Mehr noch, sie war darüber empört. »George hätte mir das doch sagen müssen!«

»Langsam, langsam, er ahnt es vielleicht nicht einmal«, sagte ich.

»Ein Mann wie er, niemals. Er tickt so genau wie eine Quartzuhr.«

»Ich weiß nicht, was ich hier noch tun kann«, sagte ich zu ihr und dem Kommissar. »Ich meine, Kim haßt seinen Vater, er hat ganz offensichtlich Kontakte zu italienischen Kreisen, obwohl die Herren, die sich die goldenen Rosen ins Knopfloch stecken, kaum wie Italiener aussehen. Andererseits war das Verhältnis von Kims Eltern zueinander sehr gestört, nicht wahr, Lydia? Kims Mutter hat immer zu dem Jungen gehalten, der Vater hat nur seine Enttäuschung gezeigt.«

»Das stimmt«, sagte sie tonlos.

»Ich muß es Ihnen überlassen, Kommissar, den Fall zu lösen.«

»Ja«, sagte er, »das ist mir klar.«

Und auch Lydia nickte.

Nach einigen Monaten erfuhren Jinny und ich vom Ausgang der Geschichte.

Kim wußte, daß sein Vater sich ein Mädchen in Greenwich Village hielt. Er wußte auch, daß seine Mutter sehr darunter litt. Er beschloß, seinem Vater eins auszuwischen und bewarb sich unter einem anderen Namen als Caretaker für die unteren Gefilde des Hotels. Die Haie, wie er sie schließlich bei der Verhandlung nannte, waren nicht fern und kamen immer näher, und sie erpreßten ihn schließlich, bestimmte graue Metallbehälter auf der Etage des Tresorraums gegen andere auszutauschen. Er machte mit. Er kriegte Geld dafür und gab es seiner Mutter.

Als sie ermordet wurde, wußte Kim, daß jemand geglaubt hatte, er habe Joana ins Vertrauen gezogen.

Kim versuchte, den Täter ausfindig zu machen; das war zu der Zeit, als ich ihn beobachtete und er immer wieder in dasselbe italienische Restaurant ging.

Wie die Geldscheine in goldene Rose verwandelt wurden, konnte Kim beim besten Willen nicht sagen. Er hatte immer nur die grauen Metallkästen vertauscht.

Kim fand einen verständnisvollen Richter. Er bekam drei Jahre auf Bewährung und wurde auf ein College im Westen geschickt, wo Jinny und ich ihn einmal besuchten. Es ging ihm gut. Er träumte davon, eines Tages nach Alaska zu gehen. »Da ist alles so sauber und kalt«, sagte er.

Sein Vater nahm still Abschied vom *Golden Globe*. Kein großes Bankett wurde zu seinen Ehren gegeben. Weder Lydia noch er wollten es.

Wir haben George nie wiedergesehen.

Lydia schreibt uns regelmäßig zu Weihnachten.

## Wieder einmal zu Hause

Ich will ganz offen sein und bekennen, daß mir die Geschichte im *Golden Globe* noch lange keine Ruhe ließ. Schließlich waren nur die kleinen Fische gefaßt worden, die Haie jedoch nicht.

George würde nun irgendwo in New Jersey leben, vielleicht Rosen züchten, vielleicht aber auch ganz einfach die Tage vor sich hindämmern.

Kims Entschluß, nach Alaska zu gehen, war natürlich auch nur eine Flucht, vielleicht sogar geboren aus der Furcht, daß die Haie ihn sonst nicht in Ruhe lassen würden.

Jinny tröstete mich so gut sie konnte; ich glaube, ich hatte zum ersten Mal in meinem Leben eine Depression, obwohl ich mich natürlich dagegen wehrte und mir sagte, daß ich schließlich bloß ein simpler Hoteldetektiv sei.

Was habe ich mit Mafia oder ähnlichen Organisationen zu schaffen?

So faszinierend ich New York fand, so sehr ich mich danach sehnte, mit Jinny einmal ganz Amerika zu durchqueren, es machte mir auch Angst.

Alles war dort so übergroß, so gewaltig. Für mich einfach eine ganze Reihe von Schuhnummern zu groß.

Sheraman bat mich nach München, wo er ein neues Haus eröffnet hatte.

Er wirkte älter, müder, und ich fragte mich, warum bürdet er sich das alles noch auf? Ich hatte inzwischen erkannt, daß er – und im Grunde nur er allein – die Seele oder das Gehirn des Sheraman-Imperiums war.

Wir trafen uns nicht im neuen Haus in München, sondern in der Bar des *Conti*. Wir tranken beide einen Tomatensaft. Er schaute mich lange an, oder zumindest hatte ich den Eindruck, denn durch die dunkle Brille konnte ich seine Augen ja nicht erkennen.

»Ja, Jörg«, sagte er, »Sie denken ganz richtig, wir sind alle Getriebene. Wenn wir einmal anfangen, Erfolg zu haben, können wir darauf nicht mehr verzichten. So ist es mir ergangen, und so ergeht es mir noch. Ich komme Ihnen jetzt nicht mit einer rührseligen Geschichte über den Sohn eines armen Einwanderers, der es vom Tellerwäscher bis zum Hotelkönig brachte. Nein«, er lachte leise, wie es seine Art war, »mein Vater war Richter, meine Mutter kam aus einer angesehenen Familie. Ich war der einzige Sohn. Im Grunde hätte ich gar nichts anderes zu tun brauchen, als brav den Spuren meines Vaters zu folgen. Aber das war mir zu langweilig. Damit meine ich nicht, daß er ein langweiliger Mann war, aber ich wollte etwas Eigenes aufbauen.«

»Und das haben Sie getan.«

»Ja«, sagte er, »das habe ich getan. Aber was werden Sie jetzt tun wollen, Jörg?«

»Die Geschichte vom *Golden Globe* steckt mir noch in den Knochen. Ich bin von mir selbst enttäuscht.«

»Das brauchen Sie nicht zu sein. Es gibt Dinge im Leben, die sich niemals, ich wiederhole, niemals, lösen lassen.«

»Damit haben Sie sich aber nicht zufriedengegeben.«

»Und Sie tun es auch nicht.«

»Eben.«

»Jörg, Sie haben noch viele Chancen. Sie haben zuerst einmal eine sehr liebenswerte Frau, von ihrer Schönheit gar nicht zu reden. Dann haben Sie mein Vertrauen und das der ganzen Sheraman-Kette.«

»Aber ich will gar nicht höher hinaus. Ich möchte eher – ja, ich möchte eher ein bescheidenes Leben führen.«

»Wollen Sie uns verlassen?«

»Nein. Eigentlich nicht.«

»Dann bleiben Sie noch eine Weile bei uns. Wollen wir es so halten? Und wenn Sie genug vom großen Geld haben, sagen Sie mir einfach Bescheid.«

Ich nickte stumm.

Aber in der darauffolgenden Nacht, ich las noch in einem Chandler, rief er mich an.

Seine Stimme klang sehr ruhig: »Jörg, können Sie herüberkommen, in unser neues Haus.«

»Was ist passiert?«

»Ein Mord.«

Mir brach der kalte Schweiß aus. Ich raste unter die Dusche, zog mich dann an.

Ein Mann war ermordet worden in der Bar.

Er hatte an der Theke gestanden und sehr zurückhaltend getrunken, als er plötzlich zusammensackte.

Als man ihn aufhob, sah man, daß er erstochen worden war. Er war ein Gast des Hotels. Er trug einen sehr bekannten Namen. Seine Begleiterin hatte ihn nach einem kurzen, aber heftigen Wortwechsel im Speisesaal verlassen.

Messerstechereien schienen in Mode gekommen zu sein; nun ja, sie waren lautlos und rasch auszuführen, wenn man sich darauf verstand.

Diesmal hätte kein Geld der Welt und keine noch so strenge Discretion verhindern können, daß der Mord bekannt wurde.

›Enkel des Baukönigs erstochen‹, schrien am nächsten Morgen die Überschriften in den Zeitungen.

Der Enkel war vierunddreißig Jahre alt gewesen, seine Begleiterin ein Mädchen, das niemand im Haus kannte und das spurlos ver-

schwunden war. Die Zeitungen erwähnten nur ein Playgirl, ohne Namen.

Das Zimmer des Verstorbenen in unserem neuen Hotel hatte die Polizei schon durchsucht, und zwar so gründlich, daß ich dort bestimmt nichts mehr gefunden hätte, selbst wenn der Raum nicht von Amts wegen versiegelt gewesen wäre.

Sheraman war bei allen Zeugenaussagen – des Kellners im Speiseaal, des Barkeepers und der wenigen Gäste – dabei gewesen.

Niemand war dem Enkel – ich möchte ihn hier einfach Jochen nennen, da seine Angehörigen noch leben – zu nahe gekommen. Als das Playgirl ihn nach dem Streit verlassen hatte, war nichts weiter geschehen, als daß er seine Rechnung unterzeichnet hatte und in die Bar gegangen war. Der Barkeeper schwor, daß nur ganz wenige Gäste um diese Zeit dort waren und Jochen als einziger an der Bar gestanden habe. Niemand hatte mit ihm gesprochen, niemand hatte ihn angerührt, niemand war an ihm vorbeigestreift.

»Das neue Haus ist mir verleidet«, sagte Sheraman, »wäre es Ihnen recht, Jörg, wenn ich zu Ihnen ins Conti käme?«

Er wirkte sehr bedrückt und hatte seine straffe Haltung verloren.

Plötzlich mußte ich denken, er ist ein Mann auf dem Rückzug.

Sheramans Einfluß und mein eigener bescheidener sicherten ihm das Zimmer neben dem meinen im Conti.

»Wäre es Ihnen recht, wenn wir zusammen frühstückten?« fragte er.

»Aber natürlich«, sagte ich.

Also frühstückten wir in seinem Zimmer.

Sheraman nahm nur sehr selten seine Brille ab. Während des Frühstücks tat er es.

Seine Augen wirkten wie erloschen; ich hatte ihn, was sein Alter angeht, niemals richtig einschätzen können. Und nun sah ich, daß

ich einen sehr alten Mann vor mir hatte.

Er trank seinen Orangensaft, er aß ein Scheibe Toast mit Honig – das war alles.

Ich bemühte mich, meinen Hunger zu bezähmen.

»Ich möchte Sie nicht verlieren, Jörg«, sagte Sheraman schließlich. »Aber ich glaube, ich sollte Ihnen eine Atempause gönnen.«

»Das wäre schön«, sagte ich und hörte selbst, wie belegt meine Stimme klang.

»Wir haben da ein Haus in Spanien. Bisher niemals Probleme gehabt.«

Bisher, bisher, dachte ich und spürte meinen Magen. In den letzten Wochen geschah das häufiger; es war, als sei da nichts als eine harte Kugel in meinem Bauch.

»Und wollen Sie Jinny von mir grüßen?« Er schob etwas über den Tisch, ein langes schwarzsamtenes Etui. »Ich habe nie eine Tochter gehabt. Und bitte, verstehen Sie diese Geste nicht falsch.« Damit stand er auf und nickte mir noch einmal zu.

In dem Etui lag eine herrliche Perlenkette mit einem Saphirschloß.

Auf meinem Nachttisch fand ich einen Umschlag, ich wußte nicht, wie er dorthin gekommen war.

Nur ›Jörg‹ stand darauf.

Und als ich den Briefbogen herauszog, las ich: ›Ich habe auch nie einen Sohn wie Sie gehabt.‹

Von München nahm ich einen Intercity nach Köln und dann einen Bummelzug nach Aachen.

So viele Stätten meiner Kindheit zogen an mir vorüber, die sich aber in den letzten Jahrzehnten so verändert hatten, daß ich mich nur noch an den Ortsschildern der Bahnhöfe orientieren konnte.

Schade, dachte ich. Schade, und wußte, daß ich etwas gegen

meine Depression tun mußte.

Also ging ich nicht zuerst nach Hause, sondern zu Dr. Heinze.

»Sie haben gesoffen«, sagte er.

»Nein.«

»Wirklich nicht?«

»Nein.«

»Gut. Also, was ist los?«

Ich erzählte ihm von New York und von München und von meiner Unfähigkeit, mit solchen Dingen fertig zu werden.

»Schlafen müssen Sie.«

»Wie?«

Er gab mir ein Medikament. »Halten Sie sich daran. Drei Tabletten am Tag. Nicht mehr und nicht weniger. Und ...«

»Ja?«

»Überdenken Sie Ihre Situation.«

»Das tue ich die ganze Zeit.«

»Machen Sie sich nicht selbst verrückt.«

»Ich versuche es ja.«

»Also gut, kommen Sie am Montag wieder her.«

Das gab mir drei Tage Zeit.

Mama und Jinny begrüßten mich wie einen Spätheimkehrer.

Mama briet Sauerbraten, Jinny formte Kartoffelklöße.

Ich wurde eingehüllt in die Wärme und Zärtlichkeit einer Familie.

Ich nahm Heinzes Tabletten. Ich dachte an Sheraman.

Ich aß und lächelte und war glücklich, wieder einmal zu Hause zu sein.

Mama sagte: »Ihr habt ein neues breites Bett.«

Ich hätte beinahe geheult.

Aber Jinny nahm mich schließlich in ihre Arme, und so schlief ich endlich, endlich wieder einmal ruhig ein.

Ohne Alpträume, ohne das Gefühl, versagt zu haben.

In dieser Nacht schlief ich noch einmal wie ein Kind, das sich behütet fühlt.

## Ein ganz simpler Fall

**W**enn Sie, meine lieben Leser, nun glauben, daß die Arbeit eines Hoteldetektivs stets abenteuerlich und auch gefährlich ist, dann muß ich Sie leider, oder dem lieben Gott sei Dank, enttäuschen.

Zumeist besteht sie daraus, kleine Pannen auszubügeln; da fehlt einem Gast plötzlich seine Uhr. Er ist ganz sicher, sie vor dem Schlafengehen auf den Nachttisch gelegt zu haben.

Oberstes Gebot: Zuerst einmal Ruhe bewahren und dem Gast diese Ruhe wie Baldriantropfen einflößen. Selbstverständlich wird das Hotel alles tun, um die Sachlage aufzuklären.

Und dann stellt man Nachforschungen an, verhört und fragt aus, die Angestellten, das Zimmermädchen, das am Vorabend das Bett gemacht hat, den Zimmerkellner, der ihm noch eine heiße Milch brachte. Man ruft auch beim Fundbüro an, und wenn man Glück hat, findet sich das ›alte Erbstück‹ – das ist es meistens inzwischen geworden – dort wieder. Wenn man Pech hat und den Gast im Hause wiedersehen will, läßt man ihm die freie Wahl einer neuen Uhr.

Auch um verlorenes Geld geht es manchmal, kleine und größere Beträge; Sie würden sich wundern, wie viele Leute schnell bei der Hand sind, einen anderen des Diebstahls zu verdächtigen.

Und dann Zechprellerei.

Eine Rechnung ist im Restaurant unterschrieben und mit falscher Zimmernummer versehen worden. Merkt man es früh genug, gehört immer noch viel Fingerspitzengefühl dazu, den Gast zur Bezahlung zu veranlassen, ohne ihn zu verärgern.

Das gilt auch für Telefongespräche ins Ausland, die immer ein Vermögen kosten und die der Gast unter falscher Zimmernummer bei der Zentrale anmeldet.

Alles dies ist Kleinarbeit, aber eben manchmal auch Sisyphusarbeit und ganz schön deprimierend.

Da gibt es Tage und Nächte, an denen ich wegen solcher Dinge weder zu einer warmen Mahlzeit noch ins Bett komme.

Und eine Frau, die mit einem Mann wie mir verheiratet ist, muß viel Geduld und starke Nerven haben.

Meine Jinny hat sie, und oft genug hat sie das in einer Form bewiesen, daß ich wirklich sagen muß, es ist einsame Spitze.

Und dabei fing in dem Haus in Spanien alles so harmlos an.

»Er ist ein lieber alter Mann, nicht wahr«, sagte Jinny. »Jetzt kommt er schon im zehnten Jahr.«

Das zehnte Jahr bezog sich auf die Tatsache, daß Professor Markus zu den ältesten und treuesten Stammgästen der Sheraman-Kette gehörte.

Vor zehn Jahren war er, wie wir aus seiner Karteikarte wußten, pensioniert worden; er hatte an der Bonner Universität Jura gelehrt, war verwitwet und konnte sich offenbar jedes Jahr drei Wochen Ferien in einem unserer Hotels leisten.

Er bezahlte seine Rechnungen stets bar, nie hatte es seinetwegen irgendwelche Komplikationen in einem unserer Häuser gegeben.

Normalerweise buchte er sein Zimmer auch stets früh genug, wofür ihm jeder Empfangschef dankbar war; denn nichts ist schlimmer, als einen liebenswerten Gast abweisen zu müssen, weil man keinen Platz für ihn hat.

Anders in diesem Sommer. Professor Markus kam ohne Voranmeldung, und wir waren im *Golden Sea* an der Costa Brava, Spaniens ›rauhere Küste‹, total ausgebucht; aber Jinny, die Professor Markus aus Beirut und Paris und von den Bahamas kannte – sie hatte als Sekretärin in den verschiedensten Häusern gearbeitet – beschaffte unserem lieben alten Mann noch ein hübsches Zimmer. Zwar nur mit Dusche und nicht mit Blick aufs Meer, aber dafür mit einem Balkon, von dem aus er abends, wenn die Sonne untergegangen war, die an den Felsen gelegenen Villen der Reichen im Glanz ihrer Ampeln und Parkleuchten beobachten konnte.

Professor Markus war zufrieden.

»Du hättest sehen sollen, wie er sich gefreut hat. Er hatte wirklich Tränen in den Augen«, sagte Jinny.

»Er ist ein prima Kerl«, sagte ich. »Hoffentlich werd' ich im Alter auch mal so weise und freundlich.«

Jinny zerstörte meine Hoffnung darauf sofort. »Du? Nie! Du bist doch so zappelig wie ein Hering. Ich hoffe, das hier wird wirklich mal ein richtiger Urlaub.«

Ich brauchte keinen Urlaub. Ich hatte ein Magengeschwür. Der Arzt hatte mir striktes Rauchverbot, Alkohol- und Kaffeeverbot erteilt.

Aber nun frage ich Sie, wo bleibt dann die Lust an der Arbeit und am Leben?

Jinny wußte von all dem nichts. Und so sollte es auch bleiben. Denn schließlich erwartete sie unser erstes Kind. Zwar war es erst Ende Januar soweit – und jetzt waren wir noch im August – aber ich wollte da gar kein Risiko eingehen.

Der Arzt hatte mir eine Batterie Tabletten verschrieben, und ich nahm sie händeweise, wenn Jinny nicht hinguckte, aber besser wurde es davon nicht.

Ich fing fast an, mich an das Gefühl zu gewöhnen, eine lebendige Krabbe im Bauch zu haben.

Bis ich plötzlich zusammenklappte. Da kam's Schlag auf Schlag. Magenblutung. Krankenhaus. Jinny blaß und schön an meinem Bett. »Du Idiot! Warum hast du mir nie was davon gesagt?«

Narkose, Operation. Und Jinny, lachend und weinend: »Lieber Gott, du lebst noch!« Da trug sie eine schwarze Mantilla über Haar und Schultern, aber das war kein theatralisches Getue von ihr, denn eine der Barmherzigen Schwestern hatte sie Jinny gegeben, weil sie im Morgengrauen so sehr fro.

Jetzt lag ich also drei Wochen flach. Und Jinny sagte: »Mach dir keine Sorgen, ich schaff's schon allein.«

Sie hatte mir viel von meiner allgemeinen Arbeitsweise abgeguckt und besaß von Natur aus Spürsinn und Fingerspitzengefühl.

In diesen drei Wochen im Krankenhaus besuchte mich auch Professor Markus. Er brachte mir zwei Bücher mit und einen wunderschönen Strauß flammender Gladiolen.

Er trug seinen weißen Sommeranzug aus Leinen, darunter ein Hemd, das vom vielen Waschen ein ganz klein bißchen angegilbt war, und natürlich seinen Panamahut, der, wie er mir erzählte, wirklich aus Panama stammte, aus dem ersten Jahr, als er begann, unsere Hotels zu frequentieren.

Wir unterhielten uns über dies und das, er berichtete mir von seinen Ausflügen die malerische Küste entlang und ins Landesinnere, wo man noch das echte Spanien entdecken kann.

Professor Markus wirkte heiter und fröhlich wie immer, doch ich wurde das Gefühl nicht los, als habe er irgend etwas auf dem Herzen.

Dann ging er, und ich vergaß ihn, weil meine Jinny kam, bis sie sagte: »Du, mir ist ganz mulmig. Zum zweiten Mal hat Markus seine Wochenrechnung nicht bezahlt. Und er weicht mir aus.«

»Er war heute nachmittag noch hier.«

»Du weißt, er ist doch wirklich penibel damit. Er läßt sich jeden Montag morgen die Rechnung von der Woche zuvor geben und bezahlt sie sonst sofort.«

»Und diesmal?«

»Hat er sie sich geben lassen, aber eingesteckt und nicht bezahlt.«

»Macht es viel aus?«

»Na ja, du weißt schon. Er hat die Spezialrate für Übernachtung und Frühstück, aber fünfhundertsechzig in der Woche sind das schon. Er war bisher kein einziges Mal in der Bar und hat nur viermal abends im Restaurant gegessen.«

»Für zwei Wochen ist er im Rückstand?«

»Ja. Und der neue Kassierer kennt ihn noch nicht. Ich möchte nicht, daß er ihn mahnt. Hoffentlich bist du mir nicht böse, aber ich habe das Geld hinterlegt.«

»Natürlich bin ich dir nicht böse.«

»Du bist lieb.«

»Jinny, der alte Mann hat Sorgen.«

»Ja. Das glaub' ich auch.«

»Weißt du was? Lad ihn doch mal zu uns nach Hause ein.«

»Meinst du? Aber eigentlich dürfen wir so etwas doch nicht. Er ist Gast, und wir sind nur Angestellte.«

»Trotzdem. Vielleicht können wir ihm helfen. Da umgehen wir die Vorschriften eben mal.«

»Gut, ich tu's«, sagte Jinny. »Und dann horchst du ihn ein bißchen aus.«

Ich muß hier übrigens einfügen, daß wir in Spanien nicht mehr im Hotel wohnten. Wir hatten einen kleinen, aber sehr gemütlichen Bungalow ganz in der Nähe gemietet. Der hatte zwar keinen Garten, aber dafür einen Innenhof – was an unseren freien Tagen für Jinny und mich noch viel schöner war. Denn da waren wir nun wirklich ungestört.

Jinny lud also unseren alten Freund und Stammgast Professor Markus zu uns nach Hause ein.

Er kam und brachte ihr Blumen mit und einen schönen Bildband über die Höhlenzeichnungen von Altamira.

Aber was ihn bedrückte, darüber sprach er nicht.

Jinny brachte ihn im Wagen ins Hotel zurück, und da sie dort die Sportzeitung vergessen hatte, die sie mir am anderen Morgen vor ihrem Dienstbeginn noch schnell ins Krankenhaus bringen wollte, ging sie noch einmal in ihr Büro.

Zuvor hatte sich Professor Markus von ihr herzlich verabschiedet und gesagt: »Es war ein langer und schöner Abend, ich werde jetzt sogleich schlafen gehen.«

Er hatte sich auch seinen Schlüssel geben lassen, und Jinny wählte ihn längst in seinem Zimmer, als sie – auf der Rückfahrt zu unserem Haus – seine zierliche, ein wenig gebeugte Gestalt auf der Strandpromenade erkannte.

Er ging schnell und steuerte direkt auf das Spielkasino zu. Das ist nun keineswegs mit Monte Carlo zu vergleichen, nicht einmal mit Neuenahr; es läuft auch wegen der strengen polizeilichen Vorschriften unter der Bezeichnung Freizeitzentrum.

Jinny parkte kurzentschlossen den Wagen und mischte sich unter die Jungen und Mädchen, die die Spielautomaten umlagerten. So beobachtete sie, wie Professor Markus auf den Hinterausgang zu-steuerte, durch den Eingeweihte in die Spielzimmer gelangten. Dort wurde, wie jeder wußte, um große Summen gepokert.

Jinny machte einem jungen Burschen schöne Augen, der davon ganz überwältigt war. Sie horchte diesen Pedro aus und überredete ihn, mit ihr eines der Hinterzimmer aufzusuchen.

Und da sah sie nun unseren lieben alten Herrn Markus aschgrau im Gesicht und mit zitternden Fingern die Karten halten.

Er verlor. Er verlor unentwegt, und er spielte ebenso unentwegt weiter und weiter.

Jinny konnte es kaum mit ansehen, aber sie hatte nicht den Mut, ihn zu unterbrechen, schließlich mußte er eigentlich doch wissen, was er tat.

»Der alte Herr kommt jeden Abend«, sagte Pedro, »und wenn Sie mich fragen, hat er bisher schon ein Vermögen verspielt.«

Woher aber hat ein pensionierter Professor ein Vermögen? Jinny war sehr beunruhigt.

Sie dachte dabei weniger an die unbezahlten Hotelrechnungen als an die Gefahr, daß Professor Markus sich um die Ruhe und Sicherheit seines Alters brachte.

Aber wie konnte sie ihm helfen?

Jinny verbrachte eine schlaflose Nacht.

In all den Jahren, die sie Markus kannte, war er nie in irgendeiner Hinsicht maßlos gewesen. Er hatte nie zuviel getrunken. Er hatte, soweit sie wußte, nie über seine Verhältnisse gelebt.

Und jetzt diese Spielleidenschaft.

»Er sah dabei ganz und gar nicht so aus, als mache es ihm auch nur im geringsten Freude«, berichtete sie mir.

»Manch einer hofft, beim Pokern Geld zu gewinnen.«

»Aber er hat nur verloren.«

»Vielleicht wird er erpreßt und –«

»Er kriegt nie Post«, sagte Jinny.

»Bist du sicher? Vielleicht kriegt er welche postlagernd?«

»Das könnte natürlich sein.«

Wir hatten dies häufiger bei unseren Gästen erlebt; ich meine, wir wußten davon, ohne darüber jemals ein Sterbenswort zu verlieren.

Aber zumeist hatten diese Postlagernd-Geschichten etwas mit Liebe oder Eifersucht zu tun.

Jinny ging zum Postamt.

Sie gewann das Vertrauen des Schalterbeamten mit der Leichtig-

keit, mit der sie jeden Mann um den Finger wickelt, wenn sie es will.

Ach, der arme alte Herr aus Deutschland, war er so krank? Und das im Urlaub! Ja, es war Post für ihn da aus Berlin. Hoffentlich würde er sich darüber freuen? Er war doch so ein liebenswerter alter Herr.

Jinny bekam ein schmales Couvert ausgehändigt, das von einer weiblichen Hand beschriftet war.

Sie mußte ein paar Schrecksekunden ausstehen, als sie direkt vor dem Postamt unserem lieben alten Herrn begegnete, der im Morgensonnenlicht tatsächlich wie ein Schwerkranker aussah.

»Ich wollte gerade einen Kaffee trinken«, redete Jinny tapfer drauflos. »Ach, bitte, seien Sie doch so lieb, mich zu begleiten. Wissen Sie, ich gehe so ungern allein in ein Lokal.«

Professor Markus war ein Kavalier alter Schule und begleitete Jinny selbstverständlich zur Strandbar *El Paso*.

Sie bestellten Kaffee, Jinny entschuldigte sich einen Moment und schlitzte kurz entschlossen im Waschraum den Brief auf.

»Vater! Warum läßt du mich warten? Ich hab' nicht mehr viel Zeit! Sie bringen mich um, wenn ich nicht zahle!«

Das war der Inhalt. Nicht mehr und nicht weniger.

Jinny ging zu Markus zurück. Sie sah noch, wie er einen mit Zahlen bedeckten Zettel rasch mit zittriger Hand in seiner Rocktasche verschwinden ließ.

Jinny ergriff diese dünne, alte Hand mit ihren beiden Händen und sah in fest an.

»Lieber Herr Markus. Ich habe soeben etwas Unverzeihliches getan. Aber ich tat es, weil wir Ihnen helfen möchten.«

Er schaute Jinny an und brachte kein Wort hervor.

»Ihre Tochter macht Ihnen große Sorgen, und Sie sollten sich von uns helfen lassen.«

»Sie wissen es?« flüsterte er.

»Ich habe einen Brief für Sie auf dem Postamt abgeholt. Ich habe ihn eben gelesen. Ich habe sie gestern abend beim Kartenspiel beobachtet. Bitte, lassen Sie uns Ihnen helfen.«

Er senkte den Kopf.

»In welcher Gefahr ist Ihre Tochter?«

»Sie hat – sie hat an einem Raubzug teilgenommen.«

»Einem Einbruch?«

»Ja.«

»Wo?«

»In einem Supermarkt. Sie brachte den Teil ihres Geldes mit nach Hause. Ich las in der Zeitung über den Raub. Ich wußte seit langem, daß Elisabeth in schlechte Gesellschaft geraten war. Die Beschreibung der Diebe paßte unter anderem auf sie. Und dann war sie an dem Samstag, mittags, als es passierte, auch nicht zu Hause gewesen. Ich durchsuchte ihr Zimmer. Ich fand das Geld. Ich vernichtete es. Ich dachte – wenn das Geld weg ist, kann niemand mehr beweisen, daß Elisabeth an dem Einbruch teilgenommen hat. Ich habe ernsthaft mit ihr geredet. Sie war mir sogar dankbar und versprach mir, nie mehr etwas Böses zu tun. Sie ging in eine andere Stadt. Nach Berlin. Nahm dort eine Stelle an. Sie ist eine gute Drogistin, müssen Sie wissen. Und so ein hübsches Mädchen. Das war vor zwei Monaten. Alles schien gut. Der Raub wurde nicht aufgeklärt. Elisabeth hatte auch keinen Kontakt mehr zu den Verbrechern. Ich wollte meine Ferien mit ihr verbringen, aber sie sagte nur, nein Papa, fahr nur, wie du es vorher geplant hast, nach Spanien. Ich bleibe in Berlin. Ich bin sehr glücklich dort.

Und kaum war ich hier eingetroffen, da kam ihr erster Brief. Die Verbrecher haben sie geschnappt und halten sie fest. Und ich muß zahlen. Ich habe direkt alles Geld, das ich bei mir hatte, telegrafisch überwiesen. Und auch mein Sparkonto aufgelöst. Aber das alles ist ihnen nicht genug. Sie glauben, ich hätte die Beute noch. Und deswegen habe ich versucht, im Kartenspiel Geld zu gewinnen. Ich

habe auch zuerst gewonnen, aber jetzt...«

»Sie wissen natürlich nicht, wo die Verbrecher Ihre Tochter festhalten?«

»Nein!«

»Der erste Brief war schon in Berlin gestempelt?«

»Ja, ja. In Berlin. Da hat sie ja auch gearbeitet. Aber mehr weiß ich nicht.«

»Und wohin haben Sie das Geld gesandt?«

»Nach Berlin-West II, postlagernd.«

»Gut«, sagte Jinny. »Dann müssen wir folgendes tun: Sie senden wieder Geld, und ich frage meinen Mann, wen er von der Polizei in Berlin kennt. Die müssen dann jemanden zur Post schicken, der die Verbrecher schnappt, wenn sie das Geld abholen.«

»Aber dann – dann kommt Elisabeth ins Gefängnis.«

»Wie alt ist Ihre Tochter?« fragte Jinny.

»Neunzehn. Sie ist mein einziges Kind. Ich habe sehr spät geheiratet.«

»Wenn es Elisabeths erste Straftat ist, kriegt sie bestimmt Bewährung.«

»Aber ich habe ihr versprochen, daß sie nicht vor Gericht gestellt wird. Und es kommt doch dann auch in die Zeitung. Dann ist doch ihr ganzes Leben zerstört.«

»Nein, das dürfen Sie nicht denken. Elisabeth hat etwas Unrechtes getan, und dafür muß sie sich verantworten. Wie sollte es sonst weitergehen? Sie können sich doch nicht immer weiter erpressen lassen.«

Jinny nahm Professor Markus mit in unser kleines Haus. Sie holte sein Gepäck aus dem *Golden Sea* und richtete ihm unser Gästezimmer gemütlich her.

Dann kam sie zu mir ins Krankenhaus, und ich schrieb ihr auf, mit wem von der Kripo in Berlin sie sich über Telex in Verbindung setzen sollte; Heinz Kärtner und ich hatten zusammen die Polizei-

schule besucht.

Kärtner trug Zivil. Das bedeutet bei ihm eine alte, abgeschabte Lederjacke, an der immer ein paar Knöpfe fehlen, und verblichene, ausgefranste Jeans. Seiner Freundin zuliebe, die das super fand, hatte er sich einen blonden Walroßschnurrbart wachsen lassen.

Er unterschied sich äußerlich nur wenig von den Typen, die an dem fraglichen Augustmorgen vor dem Postamt in Berlin-West II herumlungerten, weil's da einen Springbrunnen gab und in der Nähe eine Würstbude, und überhaupt gehört die Straße ja den Typen von der langen Mähne.

Fünf vor zwölf, die Post sollte gerade schließen, kam ein Mädchen in Begleitung von zwei Jungs, die ihre Haare mit breiten roten Stirnkordeln gebündelt trugen.

Die Beschreibung von Elisabeth Markus, die Kärtner von Jinny erhalten hatte, traf genau auf das Mädchen zu.

Kärtner folgte dem Trio in die Post, wo Elisabeth die zweihundert Mark ausgehändigt wurden, die Professor Markus gesandt hatte.

»Der alte Sack«, sagte das Mädchen, »so ein Geizfimmel!« Sie sprach von ihrem Vater.

Einer der Jungs grinste. »Laß den erst mal vor Angst in die Hose scheißen, dann wird er schon mehr ausspucken.«

Kärtner nahm das Mädchen und die beiden Jungs fest, weil sie sich nicht ausweisen konnten.

Sie ließen es überraschend willig geschehen. Sie wollten sich totlachen darüber. Sie hatten ja einen festen Wohnsitz.

Beim Verhör kam folgendes heraus.

Elisabeth Markus, 19 Jahre alt, Drogistin, wohnhaft in Berlin, gab folgendes zu Protokoll:

»Mein Alter dachte, der Sven und ich, wir hätten das Ding im Supermarkt gedreht. Ich fand das urkomisch. Wir waren's nicht. Nee, so was ist uns zu heiß. Aber ich ließ den Alten in seinem Glauben. Der hatte seine fette Pension und tat nichts damit, als alles auf die hohe Kante zu legen und einmal im Jahr seine Ferien zu machen. Wo, das hat mich nie interessiert. Ich war immer froh, wenn er weg war. Dann hatte ich die Bude frei. Aber da fand ich grad an einem Tag so 'ne Rechnung aus so 'nem stinkfeinen Hotel. So 'ne Gemeinheit, dachte ich, mir spielt er immer den Sparsamen vor, und in Wirklichkeit macht der sich ein superfeines Leben. Der Sven kam dann auf *die* Idee. Der gab mir fünfhundert Pipen, und die versteckte ich in meinem Zimmer, so, daß mein Alter sie finden sollte. Und das tat er prompt. Und da war natürlich high noon. Ich versprach, mich zu bessern, und ging deswegen nach Berlin. Ich schrieb ihm regelmäßig, wie gut es mir gehe und daß ich ein braves Mädchen geworden sei. Und dann fuhr er wieder in Ferien, und da war die Zeit reif. Da hab' ich ihm halt geschrieben, die Verbrecher, die hätten mich in ihre Gewalt gebracht und verlangten jetzt Lösegeld. Und da hat der Alte auch prompt geblecht.«

Tatsächlich stellte sich bald heraus, daß Elisabeth und ihre Freunde nichts mit dem Einbruch in den Supermarkt zu tun hatten. Und selbstverständlich zeigte Professor Markus seine eigene Tochter nicht wegen Erpressung an.

Übrigens, zuerst wollten wir unserem lieben alten Gast das Protokoll der Vernehmung durch Kärtner ersparen, aber Jinny meinte, wenn wir das tun, wird seine Tochter ihn für den Rest seines Lebens schikanieren.

Also zeigte ich ihm den Bericht. Er saß ganz still da.

»Ich hätte nicht so spät heiraten dürfen. Ich war schon zu alt, als meine Tochter geboren wurde. Ich habe sie nie richtig verstanden«,

sagte er schließlich leise.

Gegen Elternliebe kann man nichts tun.

Sie wird wohl immer verstehen und sich selbst die Schuld aufbürden.

»Sie sollten Ihrer Tochter ein für allemal Verstand beibringen«, sagte ich. »Ganz hart.«

Er schüttelte langsam den Kopf. »Tue ich das, wird sie ganz verloren sein.«

»Aber Sie selbst, Sie müssen auch an sich selbst denken!«

»Auf mich kommt es nicht mehr an. Ich bin ein alter Mann. Aber auf die Jugend. Auf Elisabeth. Ich muß mich um sie kümmern. Es ist meine Pflicht.«

»Bleiben Sie wenigstens noch ein paar Tage bei uns.«

»Wenn ich Ihnen keine Last bin?«

»Ich würde gerne Schach lernen, und Jinny hat mir erzählt, daß sie ein Meister darin sind.«

»Ja, aber leider nicht im Pokern.« Er lächelte verloren, ein bißchen selbstironisch.

Professor Markus blieb noch eine Woche bei uns. Er lehrte mich Schach und half Jinny im Garten Rosenstöcke veredeln.

Als wir ihn zum Flughafen nach Barcelona brachten, wußten wir, er würde uns fehlen.

Er ging ein wenig gebeugt und doch mit weitausholenden Schritten, in seinem weißen Leinenanzug und mit dem Panamahut. Er wandte sich noch einmal um und winkte uns zu.

Es war das letzte Mal, daß wir ihn sahen.

Seither kommt er nicht mehr in die Hotels der Sheraman-Kette, und obwohl wir ihn baten, uns zu schreiben, haben wir außer einem lieben Dankesbrief und der Überweisung des Geldes, das wir ihm vorgestreckt hatten, nie mehr etwas von ihm gehört.

»Ich hoffe, es geht ihm nicht allzu schlecht«, sagt Jinny manchmal, und das ist es, was ich mir auch wünsche.

## Die Nacht, als der Regen kam

**D**er September war so heiß, als wolle es nie Herbst und Winter werden. Das *Red Rock* in Beirut war voll ausgebucht. Westmann erzählte es mir am Telefon.

Die Verbindung war ausgezeichnet, obwohl Beirut, von der Costa Brava aus gesehen, ja nicht gerade um die Ecke liegt, da ist immerhin das Mittelmeer dazwischen.

»Heiß haben wir es hier auch«, sagte ich, »und ausgebucht sind wir auch bis unters Dach. Ich frag' mich, wie die Leute sich das noch leisten können – bei unseren Preisen?«

Westmann lachte, es klang kühl und gelassen, wie alles, was er sagte oder tat.

»Sie sollten sich inzwischen daran gewöhnt haben, Jörg, daß unseren Gästen Geld die geringsten Sorgen macht.«

Na ja, er hatte recht.

»Was macht übrigens Jinny?« fragte er.

»Sie erwartet unseren ersten Sohn.«

»Wann?«

»Ende Januar.«

»Ist sie gesund? Geht es ihr gut?«

»Und ob. Bei der Pflege.«

»Ich war ganz schön sauer, als Sie sie mir ausgespannt haben, als Sekretärin, meine ich«, sagte Westmann und klang immer noch säu-

erlich.

»Jinny vermißt Sie aber gar nicht«, sagte ich pampig, denn in den allerersten Wochen, damals im *Red Rock*, hatte ich geglaubt, daß Westmann auch ein Auge auf Jinny geworfen hätte. Und offengestanden, ich hatte seine Konkurrenz gefürchtet, denn schließlich war er ein gestandener Hoteldirektor und ich nur ein Hoteldetektiv.

»Na schön, also sollen wir Sie besuchen kommen?« fragte ich, weil er nicht zum wahren Grund seines Anrufs kam.

»Genau das«, sagte Westmann.

»Wie bitte?«

»Sie haben richtig gehört, Jörg. Ich brauche Sie hier. Und zwar den ganzen Oktober über.«

»Aber –«

»Kein aber. Mit oben ist schon alles geregelt.«

Mit oben meinte er natürlich das Direktorium, daß in irgendwelchen Wolkenkratzern in New York saß und unser aller Geschicke leitete – falls ihnen der gute alte Sheraman nicht in die Suppe spuckte.

Und das tat er hin und wieder ganz schön kräftig, wir kriegten es in den Hausmitteilungen auf zartgelbem Papier – nur er benutzte diese Sorte – mit.

»Was soll ich in Beirut?« fragte ich höflicherweise.

»Wir erwarten für den Oktober einen – außergewöhnlichen Gast. Und den müssen Sie beschützen.«

»Dann ist Jinny schon im sechsten Monat.«

»Tut mir leid, Jörg, aber Sie wissen, was in Ihrem Kontrakt steht. Private Angelegenheiten –«

»Ich werde meine Mutter herkommen lassen«, unterbrach ich Westmann.

»Gute Idee«, er sprang sofort darauf an. »Die beste, die Sie je hatten. Also, ich erwarte Sie am ersten Oktober. Übrigens kriegten Sie auch eine Erfolgsprämie.«

»So?«

»Zwanzigtausend, wenn alles glatt läuft.«

Zwanzigtausend, bar auf die Hand?

»Bar auf die Hand«, bestätigte Westmann, als könnte er Gedanken lesen, und ich konnte mir dabei genau sein Gesicht vorstellen.

Ich bin normalerweise alles andere als geldgierig, aber er wußte, daß er mich damit an der Angel hatte. Schließlich hat ein werdender Vater für seine Familie vorzusorgen, oder etwa nicht?

In diesem Sinne brachte ich es beim Abendessen auch Jinny bei.

Sie sah mich mit ihren weiten großen blauen Augen zweifelnd an.

»Hast du schon vorher mal so eine Prämie bekommen?«

»Noch nie.«

»Dann ist irgend etwas faul daran.«

»Aber Jinny, du kennst doch Westmann.«

»Ja, ich kenne ihn gut genug. An ihm ist nichts Falsches. Aber kein Mensch ist gegen Ausnutzung gefeit. Und er ist auch nur ein Mensch.«

»Liebes, ich bin kein Idiot, ich werd' schon auf mich aufpassen.«

»Vor allem halt dich beim Essen zurück. Und trink keinen Arak.«

»Ich nehme meinen Diätplan mit«, versprach ich, »und den werd' ich höchstpersönlich in der Küche des *Red Rock* Billy überreichen.«

»Trotzdem wirst du in die nächste Kneipe gehen und deinen geliebten Hammelbraten mit Pistazienpüree essen.«

Mir lief beim bloßen Nennen dieses Gerichtes das Wasser im Munde zusammen.

Ich trank schnell einen Schluck des lauwarmen Getränks, das wie Milch aussah, aber keine war, noch labbriger schmeckte, und von dem mein Arzt behauptete, wenn ich es nach jeder Mahlzeit tränke, würde ich garantiert ohne ein neues Magengeschwür hundert Jahre

alt.

Jinny spielte mit einer Zigarette.

Ich nahm sie ihr sanft fort. Schließlich ist es nicht gut, wenn eine werdende Mutter raucht.

»Wann fliegst du?«

»Am ersten Oktober.«

»Und wann kommt Mutter hier an?«

Also an diesem Tag schien jeder meine Gedanken lesen zu können.

»Übermorgen«, sagte ich zerknirscht.

Jinny küßte mich – zu meiner großen Verblüffung – quer über unseren Abendbrottisch hinweg auf den Mund.

»Du bist ein Schatz«, sagte sie. »Bei dir fühl' ich mich richtig geborgen.«

Ich nahm also noch Mama in Barcelona in Empfang.

Sie sah kühl und wunderschön gegen die anderen, schwitzenden Touristen aus, die selbst im klimakühlten Hotelbus über die Hitze stöhnten.

Mama trug eine Reise-Eistasche bei sich und in ihr, wie sich bei uns zu Hause herausstellte, frische ungeräucherte Aachener Leberwurst und Schwarzbrot, was tatsächlich den Flug unbeschadet überstanden hatte.

Ich weiß nicht, ob man das versteht, aber wenn man so viel rumkommt wie ich – und gar nicht immer erwünschtermaßen, sondern rein von Berufs wegen –, dann ist so ein echter Frauenbruder, so nennen wir in Aachen eine Stulle, bestehend aus einem halben Brötchen, Butter, frischer Leberwurst oder Holländer Käse und einer halben Scheibe Schwarzbrot draufgeklappt, eine absolute Delikatesse.

Da saßen wir also in unserem kleinen Bungalow im Schatten des

großen Sheraman-Hotels in Spanien an der Costa Brava, Mama gab sich voller Genuß der Paella hin, die Jinny nach allen Regeln der Kunst mit Safran und Knoblauch und all den notwendigen Meeresfrüchten zubereitet hatte, während ich den oben erklärten Frauenbruder aß und ein aus Mamas Reisetasche eisgekühltes »Bit vom Graben« trank.

Jinny hielt es leider wie jeden Abend nur mit einer Scheibe frischer Ananas und einem Joghurt.

Da saßen sie mir gegenüber, die beiden Frauen, die ich liebe, meine Jinny und meine Mutter, und ich wünschte mir nichts mehr, als daß es für den Rest meines Lebens so bliebe.

Aber am nächsten Morgen flog ich allein über Barcelona und Paris nach Beirut. Westmann holte mich am Flughafen ab. Er hatte sich nicht die Spur verändert.

Warum sollte er auch? Aber ich war mir ganz schön der drei Kilo Übergewicht bewußt, die mir Jinnys Fürsorge nach dem Magengeschwür eingebracht hatte. Und ein paar graue Haare mehr hatte ich wohl auch.

Zum ersten Mal nahm Westmann mich mit in sein Haus. Er lebte nun allein. Über Frau und Kinder verlor er kein Wort. Er war ein begeisterter Sammler von Waffen, die er wohl nie im Ernstfall zur Hand nehmen würde, und ehrlich, ich mußte die schönste Kollektion von Duellpistolen bewundern, die ich jemals vor oder nachher zu Gesicht bekam.

Westmann zündete ein Feuer im Kamin an.

Er machte Drinks für uns zurecht; sehr verwässerter Whisky, aber die Marke war so gut, daß man sie noch rausschmeckte.

»Gloria Lange trifft morgen bei uns ein«, sagte er schließlich, die Beine leger gegen die wärmenden Flammen des Kamins ausgestreckt.

Von den Bergen des Libanon fegte Wind herunter an diesem Abend, eiskalt. Nicht umsonst ist der Libanon dafür berühmt, daß

man am selben Tag in seinen Meeresbuchten baden und in seinen Bergen Skilaufen kann.

»Gloria Lange?«

»Ja. Sie erwartet ihr erstes Kind«, sagte Westmann.

»Und?«

»Die ganze dritte Etage ist für sie gebucht.«

»Kein billiger Spaß.«

»Niemand weiß, daß sie zu uns kommt.«

»Warum kommt sie?«

»Sie hat während der letzten vier Monate ständig Drohbriefe erhalten.«

»Beim heutigen Verfall unserer Sitten wundert mich das nicht.«

»Und das macht Ihnen auch noch Spaß?« fragte Westmann.

»Ganz und gar nicht. Ich sagte es, wie ich es meinte.«

Gloria ist eine berühmte Schauspielerin. Sie ist mit einem berühmten Produzenten verheiratet. Man nimmt an, daß sie zudem eine der reichsten Frauen der Welt ist. Und jetzt erwartet sie endlich, der Blätterwald war ja voll davon, ihr erstes Kind.

»Warum kriegt sie Drohbriefe?«

»Man will sie entführen. Das wäre in ihrem derzeitigen Zustand ihr Tod – oder sie würde das Kind verlieren. – Jinny ist auch bald im siebten Monat«, fügte er leise hinzu.

»Sie brauchen mich nicht daran zu erinnern.«

»Gut.«

»Aber was ich nicht begreife. Warum kommt Gloria Lange ausgerechnet hierher?«

»Sie ist zur Zeit nicht weit von hier.«

»Und wo ist das?«

»Tut mir leid, Jörg. Ich bin der einzige, der es genau weiß. Aber dort kann sie nicht bleiben. Und der Arzt, der sie betreut, kann dort nicht einreisen.«

»Griechenland?«

Westmann antwortete nicht, mixte statt dessen sich und mir noch einen Whisky mit viel Wasser.

»Na schön. Wann trifft sie ein?« fragte ich.

»Morgen mittag um zwölf Uhr kommt eine große Reisegesellschaft hier an. Der Ölkongreß. Zur gleichen Zeit wird Gloria Lange eintreffen. Mit einem Spezialwagen, vollkommen unbemerkt. Von da ab werden Sie Gloria betreuen.«

»Als Zimmermädchen oder Kellner?«

»Als Kellner.«

»Wer bedroht sie?«

»Niemand weiß es. Aber mit Bomben, Entführung und mit Ermordung.«

»Warum zahlt ihr Mann nicht?«

»Bisher ist kein Geld verlangt worden.«

»Dann ist es doch bloß ein Verrückter, der diese Drohbriefe schreibt.«

»Es sieht leider nicht so aus. Die Gloria Eins, das war die Jacht der Lange, ist vor genau drei Tagen in die Luft geflogen.«

Die Leute vom Öl trafen ein. Ich bekam es nur am Rande mit, weil der Aufzug im Parterre hielt, obwohl ich ›Keller‹ gedrückt hatte.

Ich fragte mich, was sie zustande bringen würden bei ihren Beratungen. Es ging uns ja alle an.

Der Lift hielt endlich im Keller – sprich Garage. Sie war absolut ausgeräumt. Nicht ein einziger Wagen stand dort, obwohl das Hotel ausgebucht war.

Westmann hatte ganz einfach dafür gesorgt, indem er unsere Gäste wissen ließ, daß ein Abgasentlüfter defekt sei und sie deswegen Vergiftungserscheinungen riskierten, die unangenehme Auswirkungen haben könnten.

Und da standen wir nun, Westmann und ich, hinter dem Fenster

der Aufsichtszelle, warteten auf Gloria Lange.

Sie sollte um zwölf Uhr und fünfzehn Minuten eintreffen, in einem Wagen mit getönten Scheiben und natürlich einem Liegesitz.

Drei Minuten über die Zeit. Vier, fünf.

Westmann schaute mich an, eine dünne Falte in der sonst so glatten Stirn.

Sechs, sieben Minuten Verspätung.

Da bog ein Wagen um die weiße Leitplanke, kam direkt auf uns zu. Allerdings langsam, so daß wir ruhig zur Seite treten konnten.

Der Wagen hielt. Westmann selbst ließ mittels der Automatik das äußere Garagentor herunter.

Der Chauffeur des Wagens stieg aus, dann Gloria Langes Mann.

Und schließlich Gloria selbst.

Sie sah Westmann an, nahm seine Hand in ihre beiden Hände, küßte ihn auf die Wangen und sagte: »Wie gut, dich zu sehen.«

Sie sprach ein wunderbares Französisch.

»Und Sie sind Monsieur Helm?« Sie nahm auch meine Hand.

»Ich danke Ihnen, daß Sie sich so viel Mühe um mich machen.«

Mit mir sprach sie deutsch, und ich wünschte, die hätte auch mich geküßt.

Gloria Lange war so schön, wie eine Frau es eigentlich nicht sein sollte. Grüne Augen, zu den Schläfen hin geschlitzt, rotbraunes Haar, auf dem selbst bei der Neonbeleuchtung der Garage lebendige Lichter tanzten.

Gloria trug ein Kleid, das alles verbarg und nur ihre schlanken, sonnengebräunten Arme frei ließ.

»Komm, Gloria«, sagte ihr Mann, »ich glaube, wir sollten hinauffahren, damit du dich hinlegen kannst.«

Wir fahren mit dem Service-Aufzug, den sonst nur das Personal benutzt, der aber seit dem Morgen mit dem Schild ›Reparatur‹ für alle gesperrt war, hinauf in den dritten Stock.

Von da an durfte ich Gloria Lange mindestens dreimal am Tag sehen. Ich brachte ihr das Essen, das Westmann in seinem eigenen Haus – nicht in der Hotelküche – für sie vorbereiten ließ.

Zweimal am Tag kam auch der Arzt, Professor Sapphos.

Zu dritt spielten wir ausgerechnet Skat.

Bei den Dreharbeiten in Berlin hatte Gloria es gelernt. Und Sapphos ebenfalls in Deutschland, allerdings in einer Zeit, über die er nicht gern sprach; es muß während des Nazi-Regimes gewesen sein.

Sapphos war eine schlanke, hochgewachsene Erscheinung, die das Alter nicht gebeugt hatte.

Wir spielten also Skat miteinander, und ich erinnere mich noch genau an Glorias Lachen, wenn sie gewann, und ihre kräftigen Flüche, wenn sie verlor.

Drei Wochen lang ging alles gut.

Drei Wochen lang passierte nichts, was auch nur im geringsten meine berufliche Skepsis hätte erregen müssen.

Ich vergaß übrigens zu erwähnen, daß Glorias Mann nur eine Woche blieb, er mußte zu Dreharbeiten nach China.

Dann, mitten in der Nacht des zweiundzwanzigsten Oktober, rief Professor Sapphos mich an. Ich erinnere mich so genau, weil es, während ich noch mit ihm sprach, zu regnen anfang.

»Jörg, ich kann morgen früh nicht kommen.«

Ich brummte verständnislos, denn er hatte mich aus tiefem Schlaf geweckt.

»Ich habe einen Anfall von Malaria, Jörg.«

»Das tut mir leid, Professor.«

»Aber Madame muß ihre Injektion bekommen!«

»Ja, ich weiß. Ich kenne das Medikament und werde den Hotelarzt bitten –«

»Nein, Jörg, das geht nicht«, unterbrach er mich. »Ich schicke Ihnen meinen Assistenten.«

»Sind Sie auch sicher, daß er vertrauenswürdig ist?«

»Natürlich, Jörg. Absolut!«

»Dann sagen Sie mir seinen Namen. Und beschreiben Sie ihn.«

»Doktor Marakides. Er ist etwa einsfünfundsiebzig groß. Er wird einen braunen Anzug tragen, mit einem feinen blauen Nadelstreifen. Ich – gebe ihm meinen Siegelring mit. Daran werden Sie ihn erkennen.«

»Danke, ich glaube, das genügt.«

»Und er wird sich natürlich ausweisen.«

»Ja, natürlich.«

»Auf Wiedersehen, Jörg!«

Das vielzitierte Klick erfolgte, die Leitung war tot.

Ich zündete mir eine Zigarette an und dachte eine Weile nach. Aber ich kam zu dem Schluß, daß die Stimme des Professors ganz normal geklungen hatte.

Nur daß er mich mitten in der Nacht anrief, um genau zu sein, um ein Uhr fünf, war doch seltsam.

Er wohnte übrigens im Nachbarhotel, dem *Blauen Delphin*. Ich wählte seine Nummer. Sein Anschluß war besetzt.

Ich rief Westmann an. Er war hellwach, und ich erfuhr, daß Professor Sapphos ihn soeben auch angeläutet hatte.

»Ich glaube, dahinter steckt nichts«, sagte Westmann. »Es wird wohl tatsächlich so sein, daß er eine Malaria-Attacke hat.«

Da war aber noch etwas, was mich stutzig machte: daß Sapphos seinen Assistenten Marakides nie zuvor erwähnt hatte.

Dr. Marakides kam am Morgen um Punkt acht Uhr und sah aus, wie von Sapphos beschrieben; er trug auch den Siegelring.

Er gab Gloria ihre Injektion. Ich war dabei, sah wie er die Ampulle aufbrach, die er einer frischen Packung des Medikamentes ent-

nahm, welche die gleiche Aufschrift trug wie die Injektionen, die Sapphos bisher gegeben hatte.

Gloria wurde müde danach, entspannte sich.

Gewöhnlich schlief sie ein bis zwei Stunden und rief mich durch ein vereinbartes Klingelzeichen. Ich brachte ihr dann einen frisch gepreßten Orangensaft, mit einem winzigen Schuß Campari gewürzt.

Auch an diesem Morgen kam das Klingelzeichen.

Aber es hörte nicht auf, während ich mir schnell das weiße kurze Jackett des Zimmerkellners überzog, mir noch rasch mit der Bürste über meine ewig widerspenstigen Haare fuhr – hoffentlich würde mein werdender Sohn die nicht erben.

Ich rannte im Laufschrift den Korridor entlang zu der kleinen Beiküche, die Westmann eigens für Gloria im dritten Stock eingerichtet hatte und aus der ich zu jeder Zeit, falls Gloria es wünschte, kalte Getränke und kleine Imbisse servieren konnte.

Gloria war nicht im Salon wie üblich.

Ich klopfte an die Schlafzimmertür.

Ein Laut wie ein Stöhnen antwortete mir.

Gloria lag auf dem Bett.

Das Gesicht seltsam flach, hohlwangig und weiß, die Augen riesige Höhlen in dieser Blässe.

Gloria öffnete den Mund, aber nur seltsame rauhe Laute kamen aus ihrer Kehle.

Ich riß die Vorhänge auf. Sonnenlicht flutete ins Zimmer. Ich sah, daß Glorias Haut an den Armen und im Gesicht eine violette Tönung hatte.

Gift. Ich weiß noch, daß es genau das eine Wort war, das ich in diesem Moment dachte: Gift.

Ich raste zum Telefon, wählte Sapphos Nummer.

Die Leitung war tot.

Westmann! – Er war im Büro.

»Den Arzt«, sagte ich, »schnell!«

»Was ist passiert?«

»Marakides war nicht Sapphos' Assistent!«

Und Gloria sah mich an, mit Augen – ich kann's einfach nicht beschreiben.

Und dann war Westmann da, und Dr. Köhler.

Westmann hielt Glorias Hand, während Köhler sie untersuchte. Westmanns neue Sekretärin, die Jinny abgelöst hatte, stürzte herein.

Ein Telex flatterte in ihrer Hand. Darauf stand: »Eine Million Dollar sind bei der National Bank für Onyx zu hinterlegen. Sonst stirbt Gloria Lange.«

Dr. Köhler richtete sich auf. Er sah uns an. Das Lächeln, mit dem er so sparsam umging, kräuselte seine Lippen.

»Keine Angst«, sagte er. »Das alles ist ein großer Bluff. Gloria ist nur auf einem Trip.«

»Nur!« Ich kriegte kein Wort mehr heraus.

»Wenn sie vorher nicht rauschgiftsüchtig war, wird sie es nach dem einen Mal nicht werden.«

»Aber –«

»Schauen Sie nach, was Sapphos im *Blauen Delphin* macht.«

Ich fand den alten Arzt in seinem Zimmer. Auf dem Bett. Böse zusammengeslagen.

Er weinte. »Ich halte körperliche Schmerzen nicht aus. Ich hab' es noch nie gekonnt, Jörg.«

»Wer ist Marakides?«

»Ich weiß es nicht. Ich weiß es wirklich nicht.«

Marakides wurde nie gefaßt, obwohl die Polizei und ich uns alle Mühe gaben. Sogar die ›Million‹ wurde als Köder bei der National

Bank hinterlegt. Onyx holte sie nicht ab. Es blieb einer der ungeklärten Erpressungsversuche, bei denen die oder der Täter am Ende Angst vor der eigenen Courage kriegen.

Aber die Hauptsache war, es kamen keine Drohbriefe mehr. Gloria brachte unter Dr. Köhlers Obhut einen gesunden, kräftigen Jungen zur Welt.

In allen Blättern ist das nachzulesen.

Unsere Tochter wurde schon Ende Dezember geboren. Wir haben sie Mara genannt. Jinny findet, daß sie mir unheimlich ähnlich sieht; ich hoffe, das bezieht sich nur auf meinen Charakter.

Manchmal schaut Jinny mich fragend an und sagt: »Bereust du es nicht?«

»Was?« frage ich dann unschuldig.

»Na, du weißt schon!«

Was man alles so wissen soll!

Aber in diesem Falle weiß ich tatsächlich, was sie meint.

Seit der Geburt unserer Tochter bin ich nicht mehr die Feuerwehr der Sheraman-Hotelkette.

Ich habe höflich abgedankt – vorläufig.

Warum – mögen Sie vielleicht fragen.

Jinny meinte, unsere Tochter müsse einen seßhaften Vater haben.

Und das bin ich geworden. Vorläufig wenigstens.

Wir besitzen nur eine kleine Pension in der Eifel, sieben Doppelzimmer im ganzen. Aber krisenfest, weil Mama kocht und Jinny die Bücher führt.

Ich wähle die Getränke aus.

Besuchen Sie uns doch mal im *Jörgenhof*.